Frommel, Max,

Einwärts, aufwärts, vorwärts! Pilgergedanken und Lebenserfahrungen

Bremen [u.a.] 1887

Einwärts, Aufwärts, Vorwärts!

Einwärts, Aufwärts, Vorwärts!

Pilgergedanken und Lebenserfahrungen

von

Max Frommel,
Dr. th., Generalsuperintendent und Consistorialrath
in Celle.

Vierte Auflage.

Bremen u. Leipzig.
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
1887.

Meiner getreuen Mitpilgerin

gewidmet.

Vorwort.

[illegible]

Pallanza am Lago maggiore, Juni 188[illegible].

M. A.

Vorwort.

Aus schwerer Krankheit erstanden, darf ich hier in der Stille an den Ufern des schönen See's, wo mich Gottes Güte Erquickung an Leib und Seele finden ließ, diese Blätter sammeln. Es sind zerstreute Blätter, wie sie mir in Gottes Garten gewachsen sind, Altes und Neues, gebunden zu einem Strauß, womit ich auch Andere erfreuen möchte, Brüder im Amte, „auch Christen insgemein". Denn es ist doch so, daß fast Alles, was dem Geistlichen gilt, an seinem Theil und Maß auch allen Christen gilt, wenn es nur richtig übersetzt und angewendet wird. Soll doch ein Geistlicher vor Allem ein rechter Christ, und jeder Christ vor Allem ein Geistlicher, ein geistlich gesinnter Mensch und Zeuge Jesu Christi sein. So mag denn mit einander hinausgehen, was mit einander gewachsen ist. Gottes Thau aber lasse die Blumen duften Denen, die darin blättern.

Pallanza am Lago maggiore, Juni 1886.

M. F.

Inhalt.

Aus dem Leben für das Leben.

Aus dem Sterben für das Sterben.

Schriftgedanken von der schönen Ewigkeit.

Einwärts — aufwärts — vorwärts!

Einwärts in des Herzens Stille
Führt uns Gottes heil'ger Wille,
Wenn der Engel Füße rauschen
Und wir tief anbetend lauschen,
Was der Herr zu sagen hat
Unsrer Seele müd und matt.
Einwärts rufst Du, Herr, die Deinen,
Rufst sie zu dem einzig Einen,
Wartest still der Gottespflanze,
Daß sie reife zu dem Kranze
Ew'ger Blüthe, ew'ger Frucht,
Birgst sie vor der wilden Flucht
Durch das ungestüme Leben,
D'rin die Geister weben, weben
Prächtig — wild ihr Leichentuch
Für den künft'gen ew'gen Fluch.

Aufwärts rege Deine Schwingen,
Von der Heimath laß Dir singen,
Wo die Lebensbäume blühen,
Wo die Rauchaltäre glühen,
Wo am Ziel das Kleinod winkt,
Und die Siegeskrone blinkt.
Schmal der Weg und eng die Pforte,
Tönen bald die süßen Worte:

Zeuch nur aus die Pilgerschuhe
In dem Glanz der Sabbathruhe!
D'rum sei Heimath die Parol',
Und der Adler das Symbol.

Vorwärts! hör' ich's darum rufen,
Und es klingt durch alle Stufen
Eines wahren Christenlebens:
Stillstand, Rückgang ist vergebens.
Besten Theils verlustig geh'n
Die am Markt des Lebens steh'n.
Treu ins Leiden, tief ins Lieben
Wird ein Christ vom Geist getrieben,
Daß die Perlen in der Krone
Und die Garben vor dem Throne
Reifen in dem Ungemach —
„Vorwärts!" ruft der Herr, „Mir nach!"

Einwärts, vorwärts klingt es wieder,
Aufwärts ist das Lied der Lieder.

Im Kämmerlein.

Feigenbaum, Kürbis und Wachholder.

Jeder Christ soll nach dem Rathe des Herrn „ein Kämmerlein haben, einen Ort, da man die Thür hinter sich zuschließen", da man allein und stille sein und mit dem Vater reden kann, der in das Verborgene siehet. Der Eine hat es an seinem Schlafzimmer, der Andere am Studirzimmer, ein Andrer unter dem Dach, wieder ein Andrer hinter einer Holzbeuge, wenn es nur eine Stätte ist, wo man sich durch „das Zuschließen" ungestört und unüberrascht weiß und sich ungetheilt dem Umgang mit seinem Gott hingeben kann. Mag der Platz noch so armselig sein, er ist eine Stiftshütte, in welcher man mit dem Herrn der Herrlichkeit redet und mit glänzendem Angesicht heraustritt unter sein Hausvolk, weil man die Nähe Gottes empfunden. Wie ein Christenherz seine Salbung hat von einem Geheimnis, nämlich der Liebe Jesu Christi zu uns in ihrer Länge und Breite, Tiefe und Höhe, so hat ein Christenhaus seine Weihe von diesem verborgenen Heiligthum, von dem Gebetskämmerlein, wo die Fenster offen sind gen Jerusalem, der hochgebauten Stadt. In solchem Kämmerlein wächst Nathanael's Feigenbaum, von welchem der Herr sagt: „Ehe dich Philippus rief, als du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich." Das sind die Stunden unter dem Auge Jesu, da man seinen Blick auf sich geheftet weiß, Stunden ernster Selbstprüfung, weil Er vom Thron der Majestät zu einem Jeden spricht: „Ich weiß,

was du thust", und Stunden seligen Trostes, weil Er fortfährt: „Ich weiß, wo du wohnest" (Offenb. Joh. 2, 13). Ich weiß deine Lage, deine Schwierigkeiten, deine Kämpfe und deine Leiden, deine Seufzer und verborgenen Thränen, deine Aufgaben und die Widerstände, denen du begegnest. Und wo du dir einsam und verlassen vorkommst, verkannt und unverstanden, da ruft Er dir im Kämmerlein zu durch sein Wort: „Laß dir daran genügen, daß Ich dich kenne und daß Ich weiß, wo du wohnest, und daß du weißt, wo Ich wohne — nämlich in der Höhe und im Heiligthum und bei denen, die gedemüthigten Geistes und zerschlagenen Herzens sind."

Hier unter Nathanael's Feigenbaum wohnt das Stillesein in Gott und das Lautwerden vor Gott, da sind die Stunden des Anbetens und die Stunden des Schweigens, wie es von David einmal heißt: „Und David blieb vor dem Herrn." Je öffentlicher ein Berufsleben ist, desto mehr bedarf es der Zeiten und Stunden der Verborgenheit. Wer viel ausgeben soll, der muß viel einnehmen und wer viel reden soll, der muß viel schweigen. Von dem Herrn wird uns erzählt, daß er in die Einsamkeit entwich auf einen Berg, er selbst allein; und von Paulus wird uns Apostelgesch. 20, 13 erzählt, „daß er seine Genossen zu Schiff steigen ließ, er aber wollte zu Fuß reisen". Das läßt schließen, daß auch der Apostel das tiefe Bedürfnis hatte, allein zu sein, um in der Einsamkeit seiner Fußwanderung ungestört des Umgangs mit seinem Gott zu pflegen nnd seine großen Aufgaben zu erwägen. Welche Stunden der Stille hat ihm aber sein himmlischer Erzieher in der zweijährigen Gefangenschaft zu Cäsarea gegeben! Darum sei uns gesegnet der Feigenbaum Nathanael's mit seinen stillen Stunden im Kämmerlein.

Aber über Nacht kann ein Kürbis darin aufwachsen und über Nacht wieder welken wie bei Jonas, und das trotzige Herz sitzt murrend unter den verwelkten Blättern, weil es

anders geht, als man gemeint. Unter dem Kürbis des Jonas haben die Unzufriedenen ihr Lager aufgeschlagen, die sich in Gottes Wege nicht finden können; da wohnt auch das Häuflein der consequenten oder folgerichtigen Köpfe, welche dem lieben Gott haarscharf das Programm vorschreiben, wie er die Weltgeschichte und Kirchengeschichte zu regieren hat, jene hitzigen Geister, welche sich allein für die Ernstgesinnten halten und nicht mehr mitthun wollen, wenn ihnen, wie dem Jonas, selbst Gott in seiner Barmherzigkeit und Geduld zu lax erscheint. Aber Gott bekennt sich nicht zu der Thorheit seines Propheten, sondern läßt ihn im Stich, trotzdem es ihm unfaßlich erscheint und wie ein Widerspruch, in welchen sich Gott mit sich selbst setzt. Aber geh heraus aus der Kürbishütte, wenn dir auch eine Weile darin mag wohl gewesen sein in deinem Murren. Laßt ihn verdorren und lerne stille werden unter dem Wort: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege; aber so viel der Himmel höher ist denn die Erde, soviel höher sind meine Gedanken, denn eure Gedanken, und meine Wege, denn eure Wege."

Endlich wächst auch neben dem Kürbis des Jonas der Wachholder des Elias in der Wüste, unter dessen Schatten er klagt: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele, ich bin nicht besser, denn meine Väter." Das sind die Stunden der Wehmuth, wie sie auch starken Charakteren, wie einem Elias, kommen können, wo es einem ist, als habe man schließlich doch nichts geleistet, als sei das Leben doch gar anders verlaufen, als es angehoben und sich zu gestalten versprochen hatte, wo man mit dem Propheten spricht: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu." Es sind aber auch die Stunden des Zweifels und der Anfechtung, wo man überall nur Stückwerk sieht oder Wüste um und um, wo alle eigne Kraft zusammenbricht, und das

Leiden größer erscheint, als daß man's ertragen könne. Aber der Wachholder des Elias ist kein Aufenthalt für eine gottgelassene Seele. Wehmuth schwächt und Anfechtung soll uns lehren aufs Wort merken. Gott antwortet dem Elias auf seinen Sterbeseufzer gar anders, als er gedacht. Wo Elias sagt: Es ist genug, da sagt der Herr: Es ist nicht genug; im Gegentheil: „Steh auf, Elia, du hast noch einen großen Weg vor dir; iß und trink vom Engelbrot und dem Himmelstrank zu deinen Häupten und geh in Kraft dieser Speise bis an den Berg Gottes."

Darum laß den Kürbis verdorren und haue den Wachholder um, pflege und begieße aber Nathanael's Feigenbaum, daß er in deinem Kämmerlein grüne, blühe und Frucht bringe, die da bleibe ins ewige Leben.

Trost in Thränen.

Was von Sünde ist beflecket,
Sei's auch groß, sei's noch so klein,
Jesu Blut hat es bedecket,
Jesus macht es alles rein.

Was vor unserm Aug' nur Stückwerk,
Sehr gebrechlich, ohne Glanz,
Oftmals Trümmer, stets nur Flickwerk —
Jesus macht es alles ganz.

Was im Welken und Verwesen
Predigt: „Alles Fleisch ist Heu",
Wird verklärt zu ew'gem Wesen,
Jesus macht es alles neu.

Halleluja sei gesungen
Gottes Lamm und Juda's Leu,
Aufwärts, heimwärts durchgedrungen, —
Gottes Gnad' ist täglich neu.

Apostolischer guter Rath.

„Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“ Röm. 12, 21.

Das ist eines jener Apostelworte voll Höhen und Tiefen, das wie ein geschliffener Edelstein in mannigfacher Strahlenbrechung leuchtet. Es ist der Schluß jener langen Reihe von Ermahnungen an die Gemeinde zu Rom und zugleich deren Gipfel. Denn das ist der Liebe höchstes Meisterstück, den feindlichen Gegensatz durch Hochherzigkeit in ein Verhältnis der Liebe umzusetzen.

Wenn im Kämmerlein des Predigers die Frage entsteht: Was hilft meine Arbeit, mein Predigen und Ermahnen, wenn doch die Erfolge so gering und die Mißstände so groß bleiben? so begegnet der Apostel dieser Anfechtung mit dem Satz: „Laß dich nicht das Böse überwinden“. Wir schließen daraus, daß der Apostel hier den Christen und den Dienern am Wort eine Gefahr drohen sieht, und daß es Stunden giebt, wo das Böse in seiner Geschlossenheit, in seiner Zähigkeit, in seinem Gewohnheitsrecht uns so gegenübertritt, daß man verzagen möchte, es anzufassen, es zu bekämpfen und zu überwinden. Wir können es nicht leugnen, daß gegenüber der Größe der Schäden, die wir zu beklagen haben, und gegenüber der Kleinheit der Erfolge, die wir zu verzeichnen haben, eine Stimmung

des Gehenlassens, des sich darein Findens, des Entschuldigens, wenn nicht gar des Vertuschens und Beschönigens sich einstellen und Platz greifen kann, eine Stimmung, welche weder Flucht noch Angriff, wohl aber Geschlagenheit, Niedergeschlagenheit bezeichnet. Wo das geschähe, da wäre schon jene Gefahr eingetreten, vor welcher der Apostel warnt: „Laß dich nicht das Böse überwinden“.

Das ist das Eine. Aber Paulus fährt fort: „sondern überwinde das Böse mit Gutem“. Das ist eine göttliche Wahrheit voll Tiefe, Höhe, Länge und Breite. Der Apostel hat sie abgelauscht der Liebe Gottes, welche sich nicht von der Bosheit der Menschen hat überwinden lassen, sondern sich in Christo entschlossen hat, unser Böses mit all seinem Guten zu überwinden. Paulus ist gewiß, daß dieser Weg Gottes zur Vollendung führt, zur Wiederherstellung des gottgesetzten Anfangs. Denn als Gott die Welt schuf, siehe, da war alles sehr gut; und wenn einst diese Welt vergeht, so wird eine neue Erde werden, auf welcher Gerechtigkeit wohnt. Paulus ist der felsenfesten Zuversicht, daß das Gute stärker ist als das Böse, so gewiß Gott stärker ist als Satan; er ist fest überzeugt, daß der wahre Optimismus des Glaubens stärker ist als der wahre Pessimismus unsrer Buße, weil, ob die Sünde mächtig geworden ist, so ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden. Auf Grund dessen hat Paulus den großen Grundsatz ausgesprochen: „Überwinde das Böse mit Gutem“; oder mit anderen Worten: *Es genügt nicht, den Gegensatz zu bestreiten, es gilt ihn zu überwinden.*

Von hier aus ergeben sich aber eine ganze Reihe von Folgerungen, welche uns den Edelstein dieses Schriftworts in seiner reichen Strahlenbrechung zeigen. Es gilt also die Negation zu überwinden durch Position, das Nein des Widerspruchs durch das volle Ja des Bekennens, den Irrthum

durch höhere Wahrheit, die böswillige Kritik durch stille Erfolge, die Trägheit Anderer durch eigene Inangriffnahme, die Heuchelei durch „Wahrsein in der Liebe", den Separatismus durch kirchliches Leben, die Engherzigkeit durch Aufruf zur Mitarbeit am Reiche Gottes, den Pietismus durch wahre pietas, den Afterprotestantismus durch echt evangelischen Sinn, das Sektenthum durch wahres Christenthum, die kirchlichen Schäden durch treuen Eifer und heilige Geduld.

Der hohe Geist und der geduldige Geist.

„Das Ende eines Dinges ist besser, denn sein Anfang; und ein geduldiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist." Pred. Sal. 7, 9.

Wer von den Dächern predigen soll, dem muß der Herr zuvor ins Ohr geredet haben, und weil der Prediger am Sonntag seinen Arbeitstag hat, so muß er zuvor seinen Sabbath gehalten haben, von wo aus die Weihe für seinen Werktag im Heiligthum kommt. Die See muß stille sein, wenn Gottes Sonne sich drin spiegeln soll. Wir bezeichnen mit dem schönen deutschen Wort „Sammlung" jene innere Gefaßtheit des Geistes, worin er Herr geworden ist über den Wellenschlag der Stimmungen und Verstimmungen, über den Sturm der Gefühle und über den Wogendrang verkehrter Willensrichtung und umgekehrt ist aus dem Auswendigen in das Inwendige, aus der Oberfläche in die Tiefe, aus dem Umkreis in den Mittelpunkt.

Aber gerade dieses Mittelpunktes bedarf es, wenn es zu einer wahren Sammlung bei uns kommen soll. „Gieb mir einen festen Punkt außerhalb der Welt," rief Archimedes, „so will ich die Welt aus den Angeln heben." Jesus Christus ist dieser Punkt und Standort allein, in Ihm wurzelt der Anfang, in Ihm gipfelt das Ende aller Dinge. Er ist der Mittelpunkt, um den sich alles lagert: Schöpfung, Erlösung

und Vollendung, wie Er der Mittelpunkt jeder erlösten und bekehrten Seele ist. „Wenn ich nur Dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde“ — das ist die tiefste Sammlung und der höchste Friede, hier liegt die Gottesgabe eines hohen und eines geduldigen Geistes.

Der hohe Geist erfaßt im kleinen Anfang das große Ende, und der geduldige Geist führt zum seligen Ende den schweren Anfang. Der Blick aufs Ende — das ist der hohe Geist, der Gott seinen Kindern schenkt — nicht im Sinne des Stolzes und des Hochfahrens, sondern in dem Sinne, wie es von Daniel einmal heißt: „es war ein hoher Geist in ihm“, jener Geist der Propheten, welche auch im geringen vorbildlichen Anfange das große Ende schauten, jener Geist Christi, welcher im Senfkorn den Baum schaut, der seine Äste ausbreitet und auf dessen Zweigen die Stimmen der Völker ihr neues Lied singen, — es ist der Blick Johannis, welcher als einsam Verbannter auf Patmos sein Auge aufhebt und sieht im Geist die unzählbaren Scharen der Palmenträger und Überwinder, die aus großer Trübsal kommen. Dieses hohen Geistes, der im geringen Anfang das große göttliche Ende erfaßt, kann ein Prediger nicht entrathen in seinem Amte, wenn er jeden Menschen ansehen soll als eine erlöste Seele, welche Jesu zugeführt werden soll, wenn er seine Gemeinde trotz ihrer Sünden und Gebrechen ansehen soll als eine Gemeinde Gottes, welche Christus mit seinem Blut erkauft hat, wenn er sich selbst trotz aller Schwachheit ansehen soll als einen Gesandten und Botschafter Gottes, als einen Wächter in der Stadt Gottes, als einen Hirten an der Herde Christi. Ende gut, Alles gut — das ist der hohe Geist, welcher im Anfang das Ende erfaßt und über die kleinlichen, niederen, engen Gesichtspunkte weit hinaushebt.

Dennoch fährt der königliche Prediger fort: „ein geduldiger Geist ist besser, denn ein hoher Geist“. Denn der

geduldige Geist führt zum seligen Ende den schweren Anfang. Wir können ihn noch weniger missen in unserm Amt, als den hohen Geist. Denn es wartet unser darin viel und große Arbeit, ein Angelaufenwerden täglich und ein Sorgetragen für alle Glieder der Gemeinde, ein Kampf nicht allein mit Fleisch und Blut, sondern auch mit den Mächten der Finsternis, ein Hindurchgehen durch gute Gerüchte und böse Gerüchte, durch Ehre und Schande. Da ist Geduld der Heiligen, wie sie allein wächst aus dem Glauben, der nicht sieht und doch glaubt, aus der Liebe, die „nicht müde wird“, sondern „glaubt alles, hofft alles, trägt alles und duldet alles“, aus der Hoffnung, welche durch alles hindurch doch vor den Thron Gottes kommen und sprechen möchte: „Siehe, ich und die Kinder, die du mir gegeben hast.“ Das ist die Geduld, welche Gottes Geist in jedem Christen wirkt; „denn nur wer bis an das Ende beharrt, der wird selig“, deren aber ein Prediger sonderlich bedarf, wenn er in seinem Amte den Muth und die Freudigkeit nicht verlieren soll, die Geduld des „Ackermanns, der da wartet auf den Morgenregen und Abendregen“, die Geduld des Arbeiters im Weinberg, der in der Nachfolge Christi, des himmlischen Weingärtners, umgräbt und düngt und für den Feigenbaum Fürbitte thut, ob er wollte Frucht bringen.

Es besteht eine geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen dem hohen und dem geduldigen Geist. Es giebt eine falsche Geduld, welche zur Feigheit führt, es ist die Geduld ohne den hohen Geist, sie tritt von den hohen Zielen Gottes zurück und vergräbt ihr Pfund im Schweißtuch. Der hohe Geist, der in dem Christen lebt, fährt auch im aussichtslosen Thale mit Flügeln auf wie Adler und vermag zu laufen ohne müde zu werden und zu wandeln ohne matt zu werden. Wohlan, lieber ein Adler sein, der mit gehemmter Schwinge der Geistessonne, dem ewigen Lichte entgegenfliegt, als eine Fliege, die behaglich auf ihrem bischen Erdenhonig festsitzen bleibt.

Als ich ein Knabe war, stieg ich einst in die Fluthen des Rheins, und der Strom trug mich auf seinen Wogen, so lange ich mit dem Strome schwamm; als ich aber umkehren und gegen den Strom schwimmen wollte, da galt's die Aufbietung aller Kraft, um nur Stand zu halten; denn Welle auf Welle wollte mich davon tragen. Als ich ein Mann ward und in den Strom des Lebens hineinstieg, als ich es inne ward, daß ein Christ in Sachen des Wortes Gottes und des Gewissens nicht anders kann, als gegen den Strom der Welt zu schwimmen, da sah ich Welle auf Welle kommen, und mit Locken und mit Brausen schlugen sie um mein Haupt einher, um mich mit in den Strom zu reißen. Da ward ich es inne, wie uns nichts Stand halten läßt, als der hohe Geist des Glaubens, der sich in ausharrender Geduld bewährt. Nicht der Erfolg, nicht die Erfolglosigkeit darf unser Wirken bestimmen, sondern das hohe Erfassen des göttlichen Anfangs und das geduldige Festhalten des göttlichen Endes.

Mein Herz ist stille
In aller Angst und Noth,
Wie nur Sein Wille
Es fügt bis in den Tod.
Auch unter Thränen will ich loben:
Pilgrim hienieden und Bürger droben!

Des Sohnes Rechte
Im tiefverborgnen Sinn
Gürtet die Knechte
Und führt sie stets dahin,
Wo *sie* es däuchte lauter Sterben —
Er aber läßt sie den Segen erben.

Von der ersten Liebe.

Aus einer Ansprache an die Amtsbrüder.

„Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.“ Offenb. Joh. 2, 4.

Ein Hirtenbrief des obersten Bischofs an alle Diöcesen, ein Breve aus der himmlischen Kurie, einer von den Pastoralbriefen Jesu Christi ex cathedra, ein Zwiegespräch am See Genezareth mit seinem Jünger über die Seele aller Seelsorge, über die wahre Weihe aller Amtsarbeit, ein Visitationsbescheid Dessen, der unter den goldenen Leuchtern seiner Gemeinden wandelt und die Herzen visitirt.

Christi Beurtheilung ist voll Wohlwollen, voll zarter Liebe, er übersieht und vergißt nichts, was das Wohlgefallen seines Auges finden kann, zweimal redet er von des Bischofs „Arbeit und Geduld“, das erste Mal als positiv schaffende und negativ abwehrende Gesammtleistung: die harte, mühevolle, angestrengte Arbeit (*κόπος*) und die zähe, ausharrende, widerstandsfähige Geduld (*ὑπομονή*). Er zeichnet sie aber auch im Detail und deckt ihr Motiv als recht und edel auf, er anerkennt, daß es nicht blos eine obligate Leistung ist, sondern daß sie aus der Wahrheit stammt. Denn die Geduld und Standhaftigkeit des Bischofs wurzelt in seiner Energie gegen die Lüge und Irrlehre und sittliche Verführung (Nikolaiten); darüber „versucht“ er, prüft und examinirt er, dagegen erhebt er sich in heiligem Eifer um das Haus des Herrn. Dabei

mangelt es ihm an Weisheit und Gelassenheit nicht: die Bösen innerhalb der Gemeinde will er „nicht tragen"; aber die Verfolgung, Hohn und Leiden von den Bösen außerhalb — die „verträgt er". Ja Christus geht soweit, daß er das Motiv aller Amtsarbeit des Bischofs aus der Verborgenheit ans Licht zieht und vor aller Verkennung und Mißdeutung schützt, indem er ihm das Zeugnis giebt: „Um meines Namens willen arbeitest du". Nicht um Ehre vor Menschen oder gar um schändlichen Gewinns willen, nicht nur aus Amtspflicht und Berufstreue, sondern um meinetwillen arbeitest du mit einem Eifer, der sogar das mit der Liebe gemein hat, daß er nicht müde geworden ist.

Dennoch, dennoch hebt der Herr den Finger auf und spricht: „Ich habe wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast." Sein Flammenauge sieht tiefer, bei aller peripherischen Zunahme bemerkt er eine centrale Abnahme — der Mensch siehet, was vor Augen ist, Gott siehet das Herz an. — Die Inbrunst und Gluth, die Kindlichkeit und Einfalt, das tiefe, stille Sabbathruhen in mir, der brennende Eifer, mir Seelen zu gewinnen, der verborgene Umgang deiner Seele mit mir, das tägliche Mannasammeln aus dem Wort für das eigne Herz — nicht für die Predigt an Andern — das priesterliche Rauchopfer vor dem Allerheiligsten, das Selbstopfer und Ganzopfer, das von der Liebe zu mir verzehrt wird, mit Einem Wort: Die Hingabe deiner ganzen Persönlichkeit hast du verlassen. Es ist die alte Frage an seinen Jünger, dem er trotz seiner Energie und Amtstüchtigkeit ins Auge schaut und ihn so durchdringend fragt: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" Jesus fragt nach dem Herzen, und alle Arbeit und aller Erfolg vermag ihn nicht zu trösten über den Verlust des Herzens bei einem seiner Unterhirten. Ist das nicht das Bild des großen Erzhirten, der hier die Eine Seele seines Unterhirten unter seinen hundert Schafen sucht? „Deine

erste Liebe" blühend wie der Mai und herzwarm wie Frühlingsluft, deine Liebe zu mir und den Brüdern, wie sie gerade in dir Gestalt gewonnen hatte, wenn auch die Blüthenblätter fallen und der Kern ansetzen mußte, um die Frucht zu schwellen, aber der Trieb ist derselbe im Lenz und Sommer und Herbst, der heiße, quellende, schwellende Trieb ungefärbter, unerkalteter, ungetheilter Liebe zu mir. „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz" — das ist die Forderung, das ist die demüthige Bitte unsers großen Königs. Was wollen wir hierzu sagen? Müssen wir bekennen mit Sulamith: „Man hat mich zur Hüterin der Weinberge gesetzt, aber den Weinberg, den ich hatte, habe ich nicht behütet?" Oder wollen wir beten mit Hiob: „O, daß ich wäre wie zur Zeit meiner Jugend, da das Geheimnis Gottes über meiner Hütte schwebte?"

Meine Brüder, unter die Majestät des Wortes Jesu wollen wir uns beugen; denn die „Weisheit von Oben läßt ihr sagen" und so wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet. Zu Gericht sitzen heißt Kritik üben. Selbstkritik ist die beste und nothwendigste Kritik, aber auch die seltenste. Wir leben in einer Zeit, in welcher auf allen Gebieten an Kritik wahrlich kein Mangel ist. Dieser Geist der Kritik sucht auch in unsern Reihen seine Herberge und ist eine große Gefahr für die brüderliche Liebe, ja indirekt eine Gefahr für die Liebe zum Herrn. Kritik hat etwas Anatomisches, Chemisch-zersetzendes, Erkältendes, Tödtendes, sie ist unter Umständen eine Vivisektion.

Man wird mir sagen: „Kritik muß sein, Kritik gegen das Ungöttliche, das Unwahre, Unschöne, Unedle, Kritik gegen das Unheilige, gegen das Unrecht. Hier soll die Kritik schneiden, ätzen, zerstören, tödten. Liebe wird süßlich, wenn ihr das Salz der Kritik, der Geisterprüfung fehlt." Ich anerkenne dies vollkommen, ich weiß, daß die Christen das Salz der Erde genannt werden, aber ich weiß auch, daß der Herr

spricht: „Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander.“ Ich weiß, daß es in dieser Welt an Stoff nicht fehlt, dem gegenüber der Christ und der Prediger heilige Kritik üben muß. Ist doch rechte Kritik geradezu eine Bedingung gesunden Christenlebens, da sie die rechte Ausscheidung des Ungöttlichen vollzieht, welche immer der rechten Aneignung des Göttlichen zur Seite gehen muß. Aber ich weiß auch, daß geschrieben steht: „Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten.“ Und gegen diesen erkältenden Luftzug sollen wir uns wehren, am sichersten durch die Selbstkritik, das Selbstgericht der Buße, damit wir unsre Verhandlungen führen möchten in dem Geiste jener alten Liturgie, nach welcher der Gottesdienst anhebt damit, daß der Priester am Altar kniet, an seine Brust schlägt und laut ruft: Mea culpa, mea culpa, o mea magna culpa. Kyrie eleison!

Unsere Gefahren.

Unsre Leistung bleibt hinter der göttlichen Anforderung weit zurück, dies gilt vom Christen, wie vom Prediger — das ist eine Thatsache, welche selbst Paulus, der rastlose Apostel, anerkennt, wenn er im Blick auf das Amt des Neuen Testaments fragt: „Wer ist hiezu tüchtig?“ Daraus entsteht aber für den Christen in seinem Beruf wie für den Amtsträger die Gefahr: entweder die Anforderung herunterzuschrauben und abzuschwächen — dadurch entsteht das Handwerk, die Idylle, der Schlendrian, die Trägheit. Oder man schraubt die eigene Leistung in seinen Augen hinauf und behauptet, sie entspreche der Anforderung — dadurch entsteht die Heuchelei, das falsche Pathos, der geistliche Hochmuth und die pfäffische Einbildung, das optimistische Verschließen der Augen gegen die Schäden in der Gemeinde, jene sehr zweifelhafte Würde eines Bewußtseins, als ob es überall keiner Korrektur beim Christen oder Amtsträger selbst bedürfe. — Nein, es muß bleiben bei der klaffenden Kluft zwischen menschlicher Leistung und göttlicher Forderung, welche einzig und allein dadurch überbrückt wird, daß auch Christen und Prediger nur leben von Vergebung der Sünden „täglich und reichlich“. In demselben Sinne, wie man gesagt hat: es gelte beim Christen die Losung: „von Bekehrung zu Bekehrung“, so könnte man sagen: es gelte

vom rechten Prediger: „von Examen zu Examen, von Ordination zu Ordination, von Installation zu Installation!“

Diese Gefahr kann aber sehr verschiedene Gestalten annehmen: bald thun wir zu viel, bald zu wenig; bald sind wir zu aggressiv und wollen im Sturm erobern, bald sind wir zu exspektativ und wollen nur Alles an uns herankommen lassen. Bald verbauern die Einen, bald verstädtern die Andern.

Die Wurzel der Gefahr liegt darin, daß wir durch unser Amt veranlaßt sind, stets mit dem Heiligen umzugehen. Die Nöthigung, mit Gottes Wort an Andere heranzutreten, zur Zeit und zur Unzeit predigen zu sollen, mit Kranken und Angefochtenen zu beten, zu jeder Zeit bereit zu sein, die heilige Wegzehrung einem Sterbenden zu reichen, der oft so rasche Wechsel in der Aufgabe, sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu weinen mit den Weinenden, immer aufgelegt zu sein, Allen Allerlei zu werden, um ihrer Etliche zu gewinnen, nie das Bewußtsein zu verlieren, daß unsers Lebens Werth und Weihe ist, den großen Auftrag Gottes an die Menschen auszurichten — dies bildet die eigentliche Wurzel der Gefahren in unserm Amt. Denn hier liegt entweder unsere tägliche Förderung, oder unser Rückgang, entweder der Segen der Steigerung, welchen das Amt für unser inneres Leben durch jene stetige Nöthigung ausübt, oder der verborgene Fluch der Hemmung, welche entstehen muß, wenn der Dienst am Heiligen nur officiell, mechanisch, ohne die entsprechende innere Erhebung ausgerichtet wird. Es gehört zu der Hoheit des Amtes, daß es für den, der es trägt, entweder ein Geruch des Lebens zum Leben, oder ein Geruch des Todes zum Tode wird. Es gehört aber auch zu den schmerzlichen Thatsachen, daß gerade unter Predigern und „Gläubigen“ neben wahrhaft idealen Gestalten die trivialen sich finden, neben den Vorbildern die Karrikaturen. —

„Zeuch deine Schuhe aus; denn der Boden, darauf du stehest, ist heiliges Land" — das gilt dem Christen und dem Prediger in der täglichen Berufsarbeit. Erst im Vorhof am Brandopferaltar die Hingabe der ganzen Persönlichkeit darbringen und die Waschung der Kleider am ehernen Waschfaß vornehmen und dann im Heiligen wandeln unter dem goldenen Leuchter des Worts und dem Rauchaltar des Gebets und dem Schaubrot-Tisch des Wirkens für den Herrn in der Nähe des Allerheiligsten, und von da dann heraustreten unter das harrende Volk im Vorhof — das ist priesterlicher Sinn und Wandel, der den Christen und Prediger vor den Gefahren bewahrt, die ihm von dem „Tragen der heiligen Geräthe" drohen.

Es ist höchst bedeutsam, daß uns 2. Sam. 6 erzählt wird, wie Usa vom Herrn geschlagen wird, weil er die Bundeslade auf dem Wagen behandelte wie ein gewöhnliches Frachtstück, als sie in Gefahr gerieth umzufallen. Der Zusammenhang aber jenes Kapitels zeigt, daß Usa die heilige Scheu und Ehrerbietung vor der Lade Gottes verloren hatte, weil er sie im Hause seines Ahnen Abinadab lange hatte im Winkel stehen sehen, vielleicht als Kind in ihrer Nähe gespielt und sie für etwas höchst Gewohntes und Gewöhnliches ansehen gelernt hatte. Wie manchen Geistlichen geht es mit dem Worte des Alten und Neuen Bundes, und wie manchen Söhnen von Pastoren mit dem heiligen Amte ebenso wie Usa mit der alten Bundeslade!

Vor diesen Gefahren rettet nur das stille, stetige W a ch s t h u m, welches Paulus bei seinem Timotheus finden will, wenn er sagt: „auf daß dein Z u n e h m e n in allen Stücken offenbar werde". Gerade dazu aber fordert den Christen und den Prediger der Beruf des Bekennens und Zeugens mit innerer Nöthigung auf nach dem schönen Wort von Lavater: „Willst du wachsen, so nähre; willst du lernen, so lehre."

Wie schön liest es sich in David's Leben, wenn es 1. Chron. 12, 9 heißt: „David fuhr fort und nahm zu, und der Herr Zebaoth war mit ihm." Zunehmen ist das Kennzeichen eines gesunden Lebens; wie der Baum seine Ringe im Stamm ansetzt und seine Zweige und Früchte mehrt, oder wie es von Jesu Entwicklung heißt: „er nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen." Es giebt ein auswendiges Zunehmen, indem man lernt mehr Arbeit übernehmen, mehr Ämter, größere Aufgaben; oder man tritt in Beziehung zu mehr Menschen, der Kreis wird größer oder die Beziehungen werden tiefer und umfassender, wie der Herr zu dem Bischof von Thyatira sagt: „Ich weiß, daß du je länger, je mehr thust." Aber es kommt vor Allem auf das innere Zunehmen an: auf das Wachsen in immer klarerem Zusammenhang in der Erkenntnis und in der immer reicheren Anwendung in der Erfahrung, wie Paulus betet, „daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und Erfahrung". Von David's inwendigem Zunehmen zeugt der Entschluß: „Ich will noch geringer werden und will niedrig sein in meinen Augen", und Johannes der Täufer stellt sein Zunehmen dar in dem Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Aus diesem inneren Zunehmen soll das äußere hervorwachsen und mit ihm gleichen Schritt halten; denn es besteht eine geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen beiden, wo das Leben gesund ist. Wo beiderlei Zunehmen zusammenstimmt, da fehlt der Segen nicht: „Der Herr Zebaoth war mit ihm." Er hat Mose die Verheißung gegeben und gehalten: „Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du reden sollst" (2. Mos. 4, 12), und er hat sein Volk getröstet: „Seid getrost und arbeitet — Ich will mit euch sein." (Haggai 2, 5.) Ja, selbst die Gegner müssen es inne werden, wie das Wort des Abimelech an Isaak es so mächtig ausspricht: „Wir haben gesehen mit sehenden Augen, daß der Herr mit dir ist." Was

hatte denn Isaak gethan? Er hat gelebt in der Furcht Gottes und im Glauben an die Verheißung, er hat sich nicht gerächt, nicht Böses mit Bösem vergolten, sondern als Pilgrim in Hütten gelebt und auf die Stadt Gottes gewartet. Abimelech aber hat erkannt, daß in Isaak etwas lebte, das nicht aus dieser Welt war, das nicht blos menschlich, sondern aus der Ewigkeit, das *göttlich* in ihm war. Isaak war mit Gott, und Gott war mit Isaak — das war der tiefe Eindruck, den Abimelech von Isaak's Persönlichkeit empfing. Es ist „*der Bund*", die Gemeinschaft zwischen Gott und Isaak, welche Abimelech ahnt.

Kohle und Asche.

Ansprache gehalten an die Geistlichen der Generaldiöcese Lüneburg-Celle.

Ein Wort an unser Gewissen möchte ich reden, meine Brüder, ob es uns möchte zum Segen werden in unserm heiligen Amte, ein Wort, das der greise Paulus zu seinem jungen Timotheus, aber auch zu allen Predigern des Evangeliums geredet hat und das geschrieben steht:

2. Tim. 1, 6:
Ich erinnere dich, daß du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist, durch die Auflegung meiner Hände.

Paulus gebraucht das Bild von einer Kohle, welche unter der Asche glimmt und angefacht werden soll zu neuer Gluth. Denn das wollen die schönen Worte sagen, die er hier gerade anwendet: *ἀναζωπυρεῖν*, wieder zu lebendigem Feuer bringen, von Neuem zur Gluth beleben. Die Gabe aber, von welcher er redet, ist der heilige Geist, sofern Er die kreatürliche individuelle Anlage entzündet, durchglüht, läutert und steigert; dem Timotheus gegeben durch Pauli Handauflegung, uns gegeben als Christen in der heiligen Taufe, im Wort uns gegeben für das Amt, das ein *διακονία τοῦ πνεύματος* ist und das uns als bestimmter Lebensberuf in der Ordination auf die Schultern und aufs Herz gelegt ist. Die Gabe des heiligen Geistes ist die Kohle im Christen, im Prediger, ohne welche

er kalt und dunkel und unreiner Lippen ist und vergehen muß, wenn ihm nicht durch die Kohle vom Altar droben das Herz entzündet und die Lippen geweiht werden. Ich nehme an, meine Brüder, daß wir diese Kohle kennen, daß wir ihr heiliges Feuer empfunden haben, auch in den Tagen unserer Ordination und Introduktion. Aber Paulus sagt: „Ich erinnere dich", und so laßt auch mich erinnern, euch und mich erinnern, diese Gabe zu erwecken.

Denn es legt sich Asche über die Kohle, sachte, sachte, Schicht um Schicht. „Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten." Es geht eine scharfe, kalte Luft durch die Welt, welche die Kohle erkältet: Undank, Widerstand, Verkennung, Haß der Welt, Hemmung in den Gemeinden und schmerzliche Erfahrungen unter den Christen, „Fährlichkeit unter den Heiden und Juden und Fährlichkeit unter falschen Brüdern" — da fällt Asche um Asche auf die warme Kohle. Oft ist es der Mangel an Erfolg, der unsere Kraft lähmen will, oder es ist der tief wehmütige Blick auf das Stückwerk unseres Wirkens, der uns pessimistisch verstimmen und die Freudigkeit uns rauben will.

Es giebt aber noch andere Asche, die weit gefährlicher ist, die uns nicht von der Welt, noch von unseren Gemeinden, an denen wir arbeiten, herkommt, sondern aus unserer eigenen Mitte. Wir Amtsbrüder sollten eine heilige Kette bilden, Schulter an Schulter, und bauen mit Kelle und Schwert wie zu Nehemia's Zeit, von welcher geschrieben steht: „Das Werk ist groß und weit, und wir sind zerstreut auf der Mauer ferne voneinander" (Neh. 4, 19), — da sollten wir Geistliche, soviel ihrer das Evangelium predigen und den Herrn lieb haben, eine Priesterschaft bilden unter unserm Hohenpriester Christus, mit allen Christen Priester im unmittelbaren Zugang zum Vater, mit allen Amtsbrüdern Diener und Haushalter desselben Geheimnisses. Es sollte unter uns heißen:

einer für alle und alle für einen; meine Brüder, ich habe den Muth, es unter euch zu sagen: es ist nicht so unter uns, wie es sein sollte. Es ist einst anders gewesen, als der würzige Becher der Erquickung von Hand zu Hand im Bruderkreise ging, es könnte und müßte anders werden. Es weht da und dort eine scharfe kalte Luft unter uns, und sie setzt Asche an. Diese erkältende Luft heißt Kritik, Kritik unter den Amtsbrüdern, Kritik über die Gaben, Kritik gegenüber dem Regiment, Kritik über die Persönlichkeiten. Ich weiß sehr wohl, daß es eine heilige Kritik giebt, eine Geisterprüfung, die der Apostel fordert, ein Salz, das der Herr Seinen Jüngern räth. Aber ich weiß auch, daß eine Seuche heilloser Kritik durch die ganze Welt, durch unser Zeitalter geht und auch unsere Kreise ergriffen und vergiftet hat. Da stirbt die brüderliche Gemeinschaft, da erlischt das Feuer am Herde der Amtsbrüderschaft, da wird es kalt und ein Jeglicher eilet auf sein Haus. *Κρίνειν* ist das Gegentheil von *ποίειν*, Kritik, fleischliche Kritik hat etwas Ätzendes, Erkältendes, Tödtendes und legt sich als Asche auf die Kohle.

Aber lasset mich noch näher rücken. Die schlimmste eigentliche Asche bildet sich in uns selbst. Denn die Asche ist ja eigentlich nichts Fremdes, was über die Kohle kommt, sie ist ein Theil von ihr, die erloschenen Reste ihrer früheren Gluth. „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.“ Hier stehen wir so recht eigentlich an der Tiefe unseres Textes: „Erwecke die Gabe, die in dir ist.“ Wer unter uns wüßte es nicht, welch’ eine Macht die Gewohnheit ist, die Schwester der Trägheit! Gewohnheit im Amtsleben heißt Routine, Sicherheit, Meisterschaft, da man auf sein Thun schaut quasi re bene gesta! Man hat nun so manche Jahre über die alten Perikopen gepredigt, man hat die Liturgie gehalten, man braucht den Ernst der Arbeit nicht mehr wie bei der ersten Predigt; man braucht die Perikopen und Lektionen

und Kollekten nicht mehr vor dem Gottesdienst durchzulesen oder anzusehen wie bei dem ersten Stehen vor dem Altar. Man braucht nicht mehr so in der unmittelbarsten Abhängigkeit von Gottes Geist zu stehen und mit inbrünstigem Gebet um Durchhilfe zu ringen wie damals, als man zum ersten Mal die Kanzelstufen hinanschritt. „Sei guten Muths, du hast nun Vorrath auf viele Jahre.“ Meine Brüder, das ist Asche auf die Kohle, wo die Gluth erstirbt.

„Erwecke die Gabe, die in dir ist“ — sagt der Apostel. Soll die Asche von der Kohle fliegen und Feuer entstehen, sind zwei Dinge von nöthen: es muß ein frischer Luftzug hergestellt und muß frisches Holz herbeigeschafft werden, das die Flamme unterhalten soll. Der Luftzug ist das Gebet um den heiligen Geist, und das Holz sind Menschen, an welchen wir arbeiten.

Der Herr hat uns nicht umsonst die allerbündigste Verheißung für das Gebet um den Geist gegeben, denn Er weiß: „Es kann Ihm ein Mensch nichts nehmen, es werde ihm denn vom Himmel gegeben.“ „So denn ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten.“ „Wer bittet, kann haben die himmlischen Gaben“, hat Johannes Arndt auf dem Titelblatt seines wahren Christenthums gesagt. Hier ist Luftzug gegen die Asche. Alle Widerstände in unserm Amt werden überwunden, wo das Herz betend die Macht Gottes anzieht, „denn der in euch ist, ist stärker als der in der Welt ist“; alle erkältende Kritik würde überwunden, wenn wir betend die Hände aufhöben über unsere Kollegen, über unsere Mitknechte und über unser Regiment. Denn für wen man aus Herzensgrunde betet, dem gegenüber stellt man die herzlose Kritik ein. Und endlich dem inbrünstigen Gebet weicht die Asche der Gewohnheit und des handwerksmäßigen Thuns; aus Gottes Hand wird man sich jede Predigt

wieder schenken lassen, und priesterlich geschmückt und mit glänzendem Angesicht werden wir aus der Hütte des Kämmerleins und der Sakristei treten an den Altar des Gotteshauses in der Liturgie oder der einzelnen Amtshandlung, wenn wir vorher betend vor dem Herrn gestanden haben.

Aber es muß auch frisches Holz an die Kohle gebracht werden. Kohle und Holz muß zusammengerathen, Person muß auf Person wirken, und die Liebe zu den Seelen muß die Wege finden, sie selig zu machen. Meine Brüder, wir können nicht verzichten auf diesen Erfolg, auch wenn wir ihn nicht mit Augen sehen, noch mit Zahlen buchen können. Paulus ringt mit seinen Gemeinden, um seine Krone nicht zu verlieren. Johannes schreibt im zweiten Brief V. 8: „Sehet ihr zu, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen.“ Der Herr dankt dem Vater, daß Er Keinen verloren hat — ohne das verlorene Kind, den Judas. Tragen wir die Kohle glühend im Herzen, so können wir nicht lassen, Andere damit zu entzünden zu heiligem Feuer. Jede Seele, die durch unsern Dienst bekehrt wird, bringt uns selbst wieder neue Nahrung des Feuers zu.

Ich weiß, daß unser Wissen und Weissagen, unser Predigen und Seelsorgen, unser Wirken und Arbeiten, unser Pflanzen und Begießen Stückwerk ist und vor unsern Augen Stückwerk bleiben wird und muß — und das ist unser Pessimismus. Ich weiß aber auch, daß alles Leben hienieden unter dem Gesetz des Wachsthums steht, auch unser eigenes geistliches Leben wie unser Amtsleben, wir können nicht leben ohne zu wachsen — und das ist unser Optimismus. Erst im ewigen Leben hört Stückwerk wie Wachsthum auf — es ist der Sabbath der Vollendung. Da wird offenbar erscheinen das Ganze, das Vollkommene. Und dieses ewige Leben trägt ein Christ in seinem Busen als seine in der Gegenwart schon vorhandene Zukunft; da liegt unsere Harmonie und in dieser

Harmonie das Geheimnis unserer Kraft. Da liegt unser Erfolg, und was wir durch unsern Dienst an den Seelen erreichen, indem wir ihnen Christum bringen und sie zu Christo führen, das ist für die Ewigkeit gearbeitet, das ist nicht Stückwerk, sondern ganz in Christo und trägt ewigen Charakter.

Darum erwecke die Gabe, die in dir ist — das lasse uns der Herr auch heute erfahren!

In Gottes Haus.

In der Sakristei.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

In der Sakristei.

Wo zwei und drei in deinem Namen
Vor dir versammelt sind allhie,
Da hältst du deinem Wort sein Amen,
Da trittst du mitten unter sie.
Nun sieh, es lenkten ihre Schritte
Viel Hunderte hieher zugleich —
O Jesu, tritt in unsre Mitte
Und sage: Friede sei mit Euch!

Wenn wir so still zu deinen Füßen
Hinlegen unsre Seele wund,
Vernehmen feiernd wir dein Grüßen
Aus dem holdsel'gen Heilandsmund.
Die arme Hütte sich dann reichet
Dir zum Bethanien bittend dar,
Drin unser Herz Maria gleichet,
Nachdem es sechs Tag Martha war.

Da seh ich dich so groß und milde
Unsichtbar mitten bei uns stehn,
Es kniet mein Herz vor deinem Bilde
Und fleht und seufzet ungesehn:
O speis' die Pilger in der Wüsten,
Laß Niemand ungegessen fort —
Du weißt, daß sie verhungern müßten,
Wo du nicht giebst dein Brot, das Wort.

Heiß du mich fahren auf die Höhe,
Zu thun auch heute einen Zug,
Daß Jedes dich am Kreuze sähe,
Daran dich unsre Sünde schlug.
Herr, hilf aus dieser bangen Stunde,
Doch darum bin ich kommen drein,
Daß ich mit meinem schwachen Munde
Dich kund thu' all dem Volke dein.

Der Hauptext.

Auf einer Reise langte ich an einem Sonnabend Abend in einer Stadt am Rheine an, und da ich Sonntags nicht reise, wenn nicht das Amt es fordert, so beschloß ich, den Sonntag zu rasten und zu feiern. Da ich lange, lange keine Predigt, als meine eigene, gehört hatte, ging ich mit herzlichem Verlangen in das Gotteshaus, das Wort zu hören aus eines Amtsbruders Munde. Die Stadt war mir völlig fremd, und ich konnte nicht wissen, weß Geistes Kind der Prediger sein werde; so schlug ich die Lieder auf, die er zum Gesang bestimmt hatte. Ich stieß gleich auf jenes schöne Lied, worin jeder Vers mit den Worten schließt: „Suche Jesum und sein Licht, alles Andre hilft dir nicht." Da ward ich froh; denn ich schloß daraus, daß ich eine gläubige Predigt hören werde. Und so war es auch. Der Prediger hatte den herrlichen Text gewählt Col. 3, 1. 2.: „Trachtet nach dem, was droben ist, da Christus ist, auferstanden von den Todten. Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist." Er sprach über den Hauptsatz: Warum wir nach Oben trachten sollen? und entwickelte sämmtliche Gründe dafür: 1) Die Nichtigkeit alles Irdischen, 2) weil alle Patriarchen nach Oben getrachtet hätten, 3) weil alle Apostel uns dazu ermahnten ꝛc. ꝛc. Ich hörte andächtig zu und hatte für mich Segen von der Predigt, aber als mein Blick auf die Gemeinde fiel, ward ich betrübt.

Denn der Prediger hatte weder gesagt, wer und was da Oben ist — „da Christus ist“, noch wie solch Trachten zu Stande komme. Auf die beiden Katechismusfragen: „Was ist das?“ und „Wie geschieht das?“ hatte er die Gemeinde ohne Antwort gelassen. Das ging mir durchs Herz, um so mehr, da der Prediger offenbar ein Mann war, der im Glauben stand. So beschloß ich denn, ihm nach dem Gottesdienste zu danken für den Segen, den ich empfangen, aber ihm auch einen brüderlichen Rath zu geben, künftig noch anders zu predigen. Aber wie sollte ich das anfangen, da mir der Mann gänzlich fremd war, und ich meine Meinung wohl in ein kurzes Wort fassen mußte? So gedachte ich ihm zu sagen: Predige Jesum und sein Licht — alles Andere hilft der Gemeinde nicht. Ich wartete, bis die Kirche leer war, und schritt dann, allerdings mit etwas pochendem Herzen, auf die Sakristei zu. Eben wollte ich auf den Prediger zutreten und meine schwierige Aufgabe lösen, als er mir die Hand entgegenstreckte und rief: „Bist du nicht Frommel?“ Als ich ihm entgegnete, daß ich ihn nicht kenne, sagte er herzlich: Freilich bist du es und du kennst mich nicht mehr, da ich doch so manchmal als Student bei dir in Leipzig übernachtet habe! Da fiel mir ein Stein vom Herzen und etliche Schuppen von den Augen; damals war er Einjährig-Freiwilliger zu Halle in des Königs Rock, und nun war er Pastor im schwarzen Talar. Ich ging nun mit ihm in sein Haus, und als wir allein waren, da sagte ich ihm, weshalb ich in die Sakristei getreten und was ich ihm hatte sagen wollen. Erst meinte er, er habe es in seiner Gemeinde machen wollen, wie Paulus in Athen, und nur so von langer Hand her die Leute auf das Evangelium vorbereiten. Ich erwiederte ihm: mit solcher Predigt wirst du keiner Seele zum Leben verhelfen. Diese Stadt ist nicht Athen, und deine Gemeinde keine Heiden. Übrigens hat auch Paulus in Athen nur zwei Seelen bekehrt und gleich darauf in

Korinth seine ganze Predigtweise geändert. Denn er hielt sich unter den Korinthern als der nichts wüßte, denn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Darum predige auch du Jesum und sein Licht — alles Andere hilft der Gemeinde nicht. Es war nun rührend zu hören, mit welcher Demuth und Dankbarkeit er die brüderliche Mahnung aufnahm. Nach mehreren Jahren aber hörte ich, wie er selig im Glauben heimgegangen, und seine Wittwe erzählte, wie er von jenem Sonntag an Christum gepredigt habe mit großer Kraft und seiner Gemeinde zum reichen Segen geworden sei.

Jesum rühmen ist meine Ehre
Und des Herzens tiefster Drang,
Daß doch all mein Zeugen wäre
Nur von Jesu ein Gesang!

Das ist Lied für Priesterstimmen
Auf der Kanzel, am Altar;
Mag die Welt auch drob ergrimmen,
Will ich singen im Talar.

Das sind erst die rechten Lieder,
Minnesang und Meisterlied —
Jesus ist das Lied der Lieder,
Voller Freude, voller Fried'.

Immer wird des Wortes Klarheit
Neu, als hörte man's noch nie,
Und es bleibt dabei: die Wahrheit
Ist die höchste Poesie.

Der Künstler und der Prediger.

(Eine Parallele.)

Parallelen sind doch wohl erlaubt, wenn auch die Parallele zwischen Künstler und Prediger Manchem auf den ersten Blick gewagt erscheinen dürfte. Denn bei dem Worte „Kunst und Künstler" denkt Mancher an das Beiwort „künstlich", gerade wie auch Mancher bei dem schönen Worte Pastor an das Beiwort pastorlich denkt. Er will von einer Parallele dann absolut nichts wissen, weil ihm der Spruch Salomo's in den Ohren liegt: „Gott hat den Menschen aufrichtig geschaffen, aber sie suchen viele Künste." Oder er fürchtet, es möchten die Leute bei dem Eindruck der Predigt als eines Kunstwerkes stehen bleiben und mit Festus sagen: „Paule, du rasest; die große Kunst macht dich rasend." Es bleibt freilich eigen, daß diese Beurtheilung gerade dem Prediger widerfahren mußte, der wie kein Anderer mit vollem Bewußtsein alle „falsch berühmte Kunst" verachtet und verleugnet hat. „Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit", so sagt Paulus gerade zu den weisheitsstolzen und kunststolzen Korinthern. Aber in demselben Athemzuge fährt er fort: „da wir von reden, das ist dennoch Weisheit". Wie man nun sagen kann: das Evangelium von Christo ist die größte Unvernunft (*μωρία* 1. Kor. 1, 23—25) und doch die höchste Weisheit und wahre Vernunft, so kann man sagen:

Predigen ist keine Kunst, sondern der neue Naturtrieb des Geistes — und wiederum: Predigen ist die allerhöchste Kunst, unerreichbar für Jeden, der sich darin versucht. Sobald man Kunst und Natur in Gegensatz stellt, statt in Harmonie, hat man die Kunst entwerthet. Sobald man den Zeugentrieb des heiligen Geistes in Gegensatz zu Predigtkunst stellt, so hat man das entwerthet, was bei der Predigt eine Parallele mit der Kunst bildet.

Eine Parallele auf geistlichem Gebiet ist eine Parabel im Kleinen. Christus selbst zieht die tiefsinnigen Parallelen zwischen Prediger und Hirten, zwischen Prediger und „Menschenfischer". Paulus zieht Parallelen zwischen Prediger und Baumeister, zwischen Prediger und Gärtner (1. Kor. 3, 6—10). Ja, in einem einzigen Vers giebt Paulus einmal drei Parallelen oder Parabeln, wenn er 1. Kor. 9, 7 schreibt: „Welcher zieht jemals in den Krieg auf seinen eignen Sold? Welcher pflanzt einen Weinberg und isset nicht von seiner Frucht? Oder welcher weidet eine Herde und isset nicht von der Milch der Herde?" Obgleich hier Paulus nur von einer sehr äußerlichen Seite des Predigtamts, vom Unterhalt der Pastoren, zu handeln hatte, so zeigt er doch die ganze Größe des Amtes im tiefsten Ernst, in der sinnreichsten Auffassung und in großartiger Schönheit, wenn er sagt: Predigtamt ist ein großer, heiliger Krieg, Seelsorge ist Weinbergsarbeit, Gemeindeleitung ist Weiden der Herde. Wahrlich, in dem Einen Verse eine ganze Pastoraltheologie!

Also Parallelen genug. Wenn aber Kunst einst von einem großen Denker definirt worden ist als die Darstellung des Unendlichen im Endlichen, so springt in die Augen, wie tief die Parallele mit der Predigt liegt.

So nehme der freundliche Leser etliche Parallelen hin, um selbst noch mehr zu entdecken.

* *
*

Echte Künstler sehen überall Bilder. Wie oft stand mein seliger Vater auf dem Spaziergange, die Hand kreisförmig um das eine Auge haltend, still und sagte zu mir: „Siehst du dies schöne Bild? Hier dieser Vordergrund, dort jene Staffage dazu — das wäre prächtig!“ Echte Prediger hören überall Predigten: auf den Gängen in der Gemeinde, aber auch in den Straßen und in den Zeitungen, in den Gesprächen der Menschen, weil sie die Texte lebendig im Herzen tragen. Da sehen sie Eingänge, Bilder, Exempel, Stimmungen, dunkle Schatten und lichte Fernen und lebendig dahinwandelnde Staffage. Freilich ist der begegnende Mensch wahrlich nicht blos Staffage, sondern zugleich auch eine aufgespannte Leinwand, darauf das Bild Christi gemalt werden soll. Hat der Künstler das Bild innerlich geschaut, so brennt er, es auf die Leinwand zu bringen. Ist eine Predigt innerlich empfangen, so wartet ein Prediger mit Spannung der Stunde, da er sie darf hervorbrechen lassen an lebendige Herzen.

Darüber hatte ich einmal ein Gespräch mit einem der größten Landschaftsmaler der Gegenwart. Wir gingen im lieblichen Frühling durch den Wald, in dem die Vögel sangen und die Knospen aufbrachen. Ich frug ihn nach dem Werden seiner Bilder. Da sagte er: „Als Künstler darf ich die Natur nicht bloß genießen, sondern ich muß den empfangenen Eindruck wieder mittheilen, und da wollen die Darstellungsmittel fast nicht ausreichen.“ Ein echtes Künstlerwort, worin das eigene Schaffen als Lebensaufgabe für Andere freudig erfaßt, und das Zurückbleiben hinter dem erschauten Ideal wehmüthig ausgesprochen ist. Ich erwiederte ihm darauf: „Es liegt in Ihrem Beruf als Künstler und in meinem Beruf als Prediger eine tiefe Parallele: Ihr Ideal ist die Natur, und sie bleibt immer unübertroffen, unerreicht. Dennoch trägt das Bild des Künstlers etwas von der Verklärung an sich; denn sein Gemälde ist die durch den Geist des Künstlers hindurchgegangene,

von ihm angeeignete, durch ihn wieder ausgesprochene und so durch den Geist verklärte Natur. Unser Ideal ist das Schriftwort, und keine Predigt reicht an die Majestät des einfachen Textes. Dennoch muß gepredigt werden, der Eindruck soll zum Ausdruck kommen, aber auch wir empfinden, wie wenig das Darstellungsmittel unserer Rede für die großen Thaten und Gedanken Gottes ausreichen will. Denn wahre Predigt ist nichts Anderes, als das durch die Persönlichkeit des Predigers hindurchgegangene Schriftwort, von ihm im Glauben angeeignet, an dem Schriftverständnis der Kirche bereichert, auf die Gemeinde angewandt, um nun Anderen wieder zum Verständnis und zur Aneignung zu verhelfen."

Jeder Mensch sieht freilich die Natur mit seinen eigenen Augen an: eine glückliche Braut hört darin die Sprache ihres Liebesglücks, der Künstler sieht ein farbiges Bild, ein Trauernder erblickt nur allüberall die Spur des Welkens, ein Verbitterter beneidet den Vogel um sein harmloses Lied, ein Christ vernimmt in der Natur das Seufzen der Creatur und die Weissagung auf die neue Erde. Ebenso verhält es sich auch mit dem Blick in die Bibel — es kommt auf das Auge, auf das Herz an, mit welchem man liest. Der Eine sieht lauter Widersprüche, der Andere ist hingerissen von der großartigen, wunderbaren Harmonie vom ersten Blatt der Genesis bis zum letzten Blatt der Apokalypse. Der Eine hört darin die fröhliche Stimme der Braut in den Gassen Jerusalems, der Andere das Lied des Heimwehs in dem Hause seiner Wallfahrt; bald erscheint die Schrift dem forschenden Auge des Christen mehr wie ein Zeughaus geistlicher Waffen, bald wie eine Apotheke kräftiger Arzenei, welche die Herzenswunden heilt, bald wie ein Garten Gottes mit den Strömen lebendigen Wassers, daran die Lebensbäume grünen, und darin die Blumen des himmlischen Gärtners prangen. Wie das Auge, so das Bild; und

wie der Künstler, so der Prediger; und wie Auge und Ohr und Herz des Predigers, so die Predigt.

Ich habe gar manche Predigt gehört in meinem Leben, die eine hörte sich an wie ein Lied, eine andere wie ein Gespräch, eine dritte wie eine Schlacht — aber die Predigten, die mich am tiefsten erbaut, waren wie eine Speisung in der Wüste, da man den Herrn unsichtbar inmitten der Gemeinde stehen sah, und der Jünger nahm das Brot aus seinen segnenden Händen und legte es dem zu Jesu Füßen lagernden Volke vor, und durch die Versammlung ging etwas von dem, was Cornelius sagt: „Nun sind wir Alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören Alles, was dir von Gott befohlen ist."

Da dem Prediger zum Darstellungsmittel für den aus dem Text empfangenen Eindruck das Wort gegeben ist, so folgt daraus, daß unter den Künsten die Kunst des Wortes, die Poesie, die nächste Parallele mit der geistlichen Rede bietet auf ihrem Gebiet. Es giebt epische Predigten, deren Grundcharakter die Heilsverkündigung eines Herolds Christi im weitesten Sinne ist; es giebt lyrische Predigten, worin die eigene Glaubensüberzeugung des Predigers als eines Zeugen Christi den Grundton bildet; es giebt dramatische Predigten, worin das seelsorgerliche Handeln eines Hirten Christi mit der Gemeinde in den Vordergrund tritt, wo in der Gruppirung der Figuren, in der Schilderung der Situation, in dem verborgenen Dialog mit den Einwürfen und Gegenreden es immer auf jenes Handeln hinaus will: Tua res agitur — es handelt sich um deine Sache, um deine Seele. Jede rechte Predigt muß irgendwie diesen dreifachen Charakter in sich vereinigen.

Was aber einem Prediger so nöthig ist, als einem Maler, das sind die Studien nach der Natur. Der Landschaftsmaler, der keine Naturstudien im Großen und im Detail macht, wird Gefahr laufen, unwahr und manierirt zu werden. Der Effekt

soll dann Alles bewirken. Dem Historienmaler, welcher nicht fortgesetzt lebensvolle Köpfe, anmuthige Formen, Stimmungen, Geberden, Stellungen, Situationen und Trachten studirt, wird es ebenso gehen. Die Komposition soll dann Alles thun. Auch der Prediger wird dem nicht entgehen, wenn er nicht Studien nach der Natur macht. Sein Studium aber ist, wenn ich den Ausdruck wagen darf: Gott und der Mensch — der natürlich sündige Mensch — der Gottmensch, Christus — der Christenmensch. Aus Bibel und Weltgeschichte, aus Biographieen und aus der Tagespresse, aus Seelsorge und Psychologie, aus Gesprächen und vom Markte des Lebens sollen Prediger ein ernstes, eingehendes Einzelstudium vornehmen, damit ihre Predigt nicht eintönig, sondern plastisch und drastisch werde. Mag immerhin der Komposition und der wirkungsvollen Gruppirung und Beleuchtung ihr Recht verbleiben, aber sie können nur da wirken, wo sie auf getreuen Bibelbildern und Naturbildern beruhen. Von Luther sagte das Volk, er habe gepredigt, als habe er den Leuten im Herzen gesessen; vom Herrn aber sagt die Schrift: „Er kannte sie Alle und wußte wohl, was im Menschen war.“ Die Samariterin nennt als Erfolg seiner Predigt: „Kommt und sehet einen Menschen, der mir gesagt hat Alles, was ich gethan habe, ob er nicht sei Christus.“ Wahrheit, volle göttliche Wahrheit und volle menschliche Wahrheit — das ist die höchste Kunst, weil sie die höchste Natur ist, durch den Geist beleuchtet, erfaßt und verklärt. Das höchste Lob, das einer der gewaltigsten Prediger aller Zeiten erlangt hat, der in der einsamen Haide die Menschen so genau studirte, daß er jedem das Seine auf den Kopf zusagen konnte, lautet: „Johannes der Täufer that kein Zeichen, aber Alles, was Johannes von diesem Jesu gesagt hat, das ist wahr.“

In keinem Berufe entgeht der Mensch der Gefahr, ins Mechanische zu gerathen, ins Handwerksmäßige und Geistlose.

Für den Künstler heißt diese Gefahr: Manier, Schule, Zopf, Schablone; für den Geistlichen heißt sie: Amtsgewohnheit, eingebildete Meisterschaft, Routine, Pathos, Gemeinplätze. Es ist die Gefahr, über dem Generalisiren das Individualisiren zu verlernen und zu vergessen, weil man so leicht dahin kommt, die Menschen nicht mehr individuell und persönlich aufzufassen, sondern sie vorwiegend in ihrer Berufsstellung zu behandeln, wodurch sie leicht zu generellen Figuren werden. Nehmen wir ein Beispiel: Im Hotel ist der Mensch nur eine Zimmernummer, auf der Reise ein Kollo, welches von Bahnen, Posten, Wirthen, Kellnern und Hausknechten einfach zu spediren ist. Hinwiederum sind Kondukteure, Wirthe und Kellner nicht Menschen, sondern bloße Figuren in diesem Speditionsdrama. Beim Militär wird der Mensch zur Kompagnienummer; für den Juristen und für den Arzt wird der einzelne Mensch zu „einem interessanten Fall" der Wissenschaft. Selbst Pädagogen stehen in der Gefahr des Generalisirens, was hier auf deutsch mit „Drillen" zu übersetzen wäre. Und dieselbe Gefahr droht dem Geistlichen! Man braucht noch nicht an jenes Predigtconcept aus dem vorigen Jahrhundert zu erinnern, an dessen Rande an einer Stelle stand: „Hier wird gezankt". Es soll nur die Gefahr erkannt werden, und mit der Gefahr die Aufgabe, immer wieder „als Mensch zum Menschen zu reden", als Christ zum Christen — und Unchristen. Darum gilt's Studien nach der Natur. Denn die Natur ist nie langweilig; die heilige Schrift aber ist hundertmal interessanter als die Natur, weil sie das Buch Gottes und der Menschheit ist. Es gilt Köpfe malen, d. h. Seelen verstehen; es gilt Trachten studiren, d. h. die Einwirkungen des Berufs auf einen Menschen beobachten; endlich auch Bäume und Gruppen studiren, d. h. die Lagen und Verhältnisse zeichnen, unter denen der Mensch steht. Dazu Licht und Schatten und verschiedene Beleuchtung in Glück und Unglück.

Einst saß ich in einer großen Kirche und hörte ein Orgelconcert. Als nun die Töne so mächtig dahinbrausten, und die Melodie bald in den Flöten, bald in den Bässen auftrat, hatte ich so meine Gedanken, wie doch auch jede Predigt müsse ein gut Tonstück sein, ein „neues“ Lied, ein „hohes“ Lied, davon auch wohl gelten dürfe: „Machet es gut auf Saitenspiel“. Der Text, die Melodie, klar und reich durchgeführt, so daß man sie mit nach Hause nimmt, vor sich her summt und nicht los werden kann. Die Text-Melodie müßte zur Auswirkung kommen in Moll und Dur — in Buße und Glaube, in Piano und Forte, im Allegro und Adagio. An der Durchführung der Melodie zeigt sich, ob sie seelenvoll und tief empfunden und dadurch im Stande ist, auf Andere zu wirken und ihr Eigenthum zu werden.

Freilich will das recht verstanden sein. Ich hatte einmal einen lieben, prächtigen Vicar, der predigte schön und herrlich, aber wie die Lerche, die sich so hoch in die Lüfte schwingt, daß sie kaum mehr vernommen wird. Es war an einem Sonntag, als er nach einem erhabenen Eingang den Übergang zum Thema mit den Worten machte: „Lasset uns wieder einen Gesang singen von dem Sohne Gottes.“ Als er von der Kanzel herunter in die Sakristei kam, sagte ich zu ihm: Paulus spricht: „Ich will lieber fünf Worte reden in der Gemeinde mit meinem Sinn, als zehntausend mit Zungen.“ Er schwieg, schaute mich aber mit seinen großen Augen so treuherzig fragend an, daß ich fortfahren konnte: „Wir sind doch recht verschiedene Leute! Sie nehmen die Violine, heben das Haupt und schütteln die Locken und spielen wunderbare Variationen über den Text, unbekümmert, wer und wie man Ihnen zuhört. Ich setze mich unter die Leute und geige ihnen das Evangelium so lange vor, bis sie die Melodie gelernt haben und zu Hause singen können.“

„Wenn du aber segnest im Geist, wie soll der, so am Platze des Laien steht, Amen sagen auf deine Danksagung, sintemal er nicht verstehet, was du sagest? Du danksagest wohl fein, aber der Andere wird nicht davon gebessert." Dies Wort des Apostels gilt auch von der Predigt. Ist sie zu hoch und abstrakt, zu sehr subjektive Meditation über den Text, zu sehr Monolog statt Dialog mit dem Zuhörer, mehr Exegese als Schriftanwendung aufs volle Leben, so kann der Laie nicht Amen sagen zu der Predigt. Der Theologe kann es vielleicht, hat vielleicht einen homiletischen Hochgenuß, aber der einfache Mann geht leer aus. Das Amen der Gemeinde ist mithin immer eins der Kennzeichen, ob die Predigt was getaugt hat. Dies Amen kann verschiedene Gestalten haben. Ein theurer Freund hielt auf dem Kirchentage in Stuttgart eine Abendpredigt, die von Vielen für viel zu hoch und schwer gehalten wurde, aber eine liebe einfache Stuttgarter Bürgerin sagte zu mir, tief ergriffen von dem, was sie gehört: „Dieser Mensch kommt aus der Ewigkeit." Während des Krieges hielt ich eine Predigt über „die Grundsätze der göttlichen Politik" nach Jerem. 18, 7—10 und hatte darin gesprochen von den Gottesordnungen der Ehe, der Familie und des Staates, als den Grundlagen eines gesunden Volkslebens. In der Sorge, ich möchte zu hoch gepredigt haben, frug ich einen elfjährigen Knaben, der mir nach dem Gottesdienste begegnete: „Junge, sage mir, was habe ich heute gepredigt?" Er besann sich lange, dann sagte er kurz: „Sie haben heute gepredigt: Gott steht hinter den Eltern." „Brav, mein Junge," sagte ich, „da hast du ganz genug behalten."

Die Parallele von Künstler und Prediger dürfte aber auch den Wunsch laut werden lassen, der gewiß in mancher Predigerbrust verborgen wohnt: Möchte doch unser Predigen freier werden dadurch, daß es abhängiger wird von der Wirkung des heiligen Geistes! Die deutsche Predigt trägt noch zu viel

Saul's Waffen, statt David's Schleuder. Zwar bildet unsere herrliche Liturgie, wenn sie von der Gemeinde nicht passiv angehört, ertragen oder gar durch Spätkommen ignorirt wird, sondern lebendig und selbstthätig als wirklicher Gottesdienst gefeiert wird — sie bildet den funkelnden goldenen Rahmen, von welchem die Predigt eingefaßt wird. Aber der schöne Rahmen legt der freien, unmittelbaren, packenden Rede unzweifelhaft starke Schranken auf. Die größten Künstler haben ihre größten Schöpfungen nicht allein in Rahmenbildern gegeben, sie waren ebenso groß in ihren Cartons, Kohlenzeichnungen, Aquarellen bis herab zu den hingeworfenen Entwürfen. Ich habe viele Christen sagen hören, daß die freie Rede in einer Bibelstunde oder auf einem Fest im Freien oder bei einem unmittelbaren Anlaß stets sie mehr ergriffen habe, als eine Kultuspredigt. David fragte den Herrn vor der Schlacht, und der Herr antwortete ihm: „Wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, so eile dich; denn der Herr ist dann ausgegangen vor dir her, zu schlagen das Heer der Philister.“ (2. Sam. 5, 24.) Selbstverständlich soll damit dem sogenannten Improvisiren, zu deutsch: „aus dem Ärmel schütteln“, nicht das Wort geredet sein. Improvisationen sind sehr selten gute Dichterwerke. Aber wenn die Predigt die Woche über sinnend und betend im Herzen und unter dem Herzen getragen ist, so sollte sie Sonntags geboren werden, um die Taufe von oben zu empfangen, damit die feiernden Zuhörer sie im Arm und Herzen mit nach Hause nähmen unter dem Eindruck: Heute hat der Herr mit mir geredet.

Ja, das Ja ist, und Nein, das Nein ist.

Es gilt nicht allein lehren, sondern auch wehren. Aus mehr als Einem Grunde. Alle Lehre ist durch den Streit der Gegensätze zur Rechten und zur Linken von Anfang hindurch gegangen, das ganze Christenthum steht vornherein im Gegensatz zu Heidenthum und Judenthum, die ganze Reformation im Gegensatz zu Papst und Schwarmgeistern, und noch heute ist die göttliche Wahrheit des Glaubens im Gegensatz zum Unglauben und Aberglauben. Soll es zur Klarheit des Lehrens kommen, so darf die Wahrheit des Wehrens nicht fehlen. Es kommt aber hinzu, daß unser Geist viel zu träg und unwach ist, als daß er die göttliche Wahrheit an sich in ihrer Fülle erkennte, ohne sie im Gegensatz zum Irrthum zu schauen. Die Position des Ja wird erst in ihrer Tiefe erkannt, wenn sie vertheidigt werden soll gegen die Opposition des Nein. — Endlich aber hat die Gemeinde ein Recht darauf, daß ihr neben dem Brot zur Nahrung auch Waffen zur Vertheidigung in der Predigt geboten werden. Zions Mauern sollen mit Kelle und Schwert gebaut werden. Wenn es von Israel einmal heißt: „da der Streittag kam, ward kein Schwert noch Spieß gefunden in des ganzen Volkes Hand", so wird als Grund davon zuvor angegeben: „Es ward kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden." (1. Sam. 13, 22, 19). Luther war ein rechter Waffenschmied, wenn er auch von den

Feinen unserer Zeit ein Grobschmied gescholten wird. Es ist freilich ein rauh Handwerk, und man wird redlich schwarz davon. Wenn ich Luthern lese, so ist mir's immer, als hörte ich ihn an seiner Esse unserm weichen Geschlechte hämmernd zurufen: „Landgraf, Landgraf werde hart.“

Lebensvoller, zuversichtlicher Glaube ist unzertrennlich verbunden mit Polemik gegen Welt und Teufel; schwächlicher, schwankender Zweifel ist immer zu Compromissen geneigt. Die starke Position hat und trägt schon in sich die Opposition, während der Zweifel schon die Berechtigung des Gegentheils in sich schließt. Der Zweifel setzt zwei Fälle: es kann so sein — es kann aber auch anders sein. Der Glaube setzt nur Einen Fall: das ist gewißlich wahr, und das Gegentheil ist Lüge. Der Glaube schaut die göttliche Wahrheit als ein Ganzes, Organisches; darum schaut er auch ihren Gegensatz, die Lüge als ein Ganzes, Organisches. Der kritische Zweifel dagegen löst jenes Ganze in lauter einzelne Wahrheiten, Lehren, Stücke, Atome auf, wägt und zählt, schätzt Werth und Gewicht ab gegenüber den einzelnen Irrthümern und halben Wahrheiten auf der anderen Seite, vertheilt wohl auch gern Licht und Schatten auf beide Seiten in vermeintlicher Gerechtigkeit und ist schließlich zum Abhandeln und Vermitteln geneigt, aber zum entschlossenen Handeln unfähig. —

Prediger des Evangeliums, welche nicht nur lehren, sondern auch wehren, werden oft rücksichtslos gescholten. Aber ein Diener Gottes hat wahrlich größere Rücksichten zu nehmen, als die auf die vornehme Kritik verwöhnter Ohren. Seine erste Rücksicht gilt dem allgegenwärtigen Gott, der selbst zuhört und welcher will, daß wir „aus Gott und vor Gott“ zu der Gemeinde reden sollen. Diese heiligste Rücksicht macht freilich rücksichtslos gegen der Menschen Lob und Tadel.

Eine Gegenkanzel.

Im Lande Baden mitten in einer lieblichen Gegend stehen zwei gewaltige Felsen einander gegenüber; der eine heißt im Volksmunde die Teufelskanzel, der andere die Engelskanzel. Auf jenem, so erzählt die Sage, habe der Teufel das Volk verführt, auf diesem habe ein Engel gepredigt und Viele bekehrt. Die Sache berührt sich nahe mit dem Sprichwort: „Wo unser Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel eine Kanzel daneben.“ Und blick' nur hinein in die weite Welt, da siehst du Engelskanzel und Teufelskanzel allüberall stehen: den „Altar Gottes, da man höret die Stimme des Dankens, da man predigt alle seine Wunder“ — und Götzenaltäre, da man predigt alle Wunder menschlicher Weisheit und Lust, da man hört die Stimme der ungestillten Begierden: „Baal erhöre uns, Baal erhöre uns!“ Da ist breiter Weg und schmaler Weg, enge und weite Pforte, Gottestiefen und „Satanstiefen“ — blick' hinein in's eigne Innere, auch da vernimmst du Stimmen von der Engelskanzel und Teufelskanzel.

Gegenüber der Kanzel im Gotteshause, auf welcher das Gesetz und Evangelium Gottes erschallt, hat sich im Lauf der Zeit eine Gegenkanzel gebildet, auf welcher eine Predigt von gar anderem Inhalt laut wird in der Welt. Ich meine die Bühne.

Nicht als ob damit der dramatischen Kunst die Berechtigung abgesprochen werden sollte; im Gegentheil, sie ist die

höchste der Künste, und die Meisterwerke der Tragödie haben bei den alten Griechen, wie bei Shakespeare, durchaus tief religiös-sittlichen Hintergrund. Der Christ kann auch vom Drama, als einer echt menschlichen Kunst, sagen: „Ich bin ein Mensch und glaube, daß nichts echt Menschliches mir fremd ist.“ (Homo sum, nihil humania me alienum puto. Terenz.)

Hierdurch wird jedoch nicht aufgehoben, daß die Bühne in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Wirkung vielfach den Charakter einer Gegenkanzel trägt. Der Gegensatz zeigt sich schon darin, daß, was auf die Kanzel gehört, schlechterdings von der Bühne ausgeschlossen ist, und wiederum, daß alles Theatralische als eine Entweihung der Kanzel erscheint. Wie verschieden ist doch, was auf beiden Stätten vorgetragen wird: auf der Kanzel wird gezeugt von dem Gott, der Alles geschaffen, erhält und regiert, ohne welchen kein Sperling vom Dach und kein Haar vom Haupte fällt — auf der Bühne ist von dem lebendigen Gott keine Rede, sondern im Lustspiel Alles Zufall, im Trauerspiel Schicksal. Auf der Kanzel das Bekenntnis, daß der Mensch von Natur träg zu allem Guten, geneigt zu allem Bösen ist, — auf der Bühne lauter Menschen, die von Natur edel und gut, sich nur entwickeln entweder regelrecht zu Engeln, oder wider die Natur zu Teufeln. Auf der Kanzel die Predigt, daß in keinem Andern Heil, auch kein andrer Name zur Seligkeit uns gegeben ist, als der Name Jesu Christi, — auf der Bühne dagegen erfolgt Alles in eigener Vernunft und Kraft: Jeder seines Glückes Schmied, Jeder seines Lebens Heiland.

Die mittelalterliche Bühne hatte in ihrer zwar sehr naiven, aber auch sehr tiefsinnigen Weise drei Abtheilungen über einander: oben der Himmel mit den Engeln, unten die Hölle mit den Dämonen, in der Mitte die Erde mit den Menschen von Oben und Unten beeinflußt, ein Schlachtfeld zwischen Licht und Finsternis. Das war eine gewaltige, wenn

auch drastische Volkspredigt, ähnlich der deutschen Volkssage, in welcher stets der sittliche Gegensatz von Gut und Böse die Hauptrolle spielt. — Mit Recht sind jene äußerlichen Abtheilungen von Oben und Unten verschwunden, und es ist vor Allem in Shakespeare der geniale Fortschritt, daß Himmel und Hölle in des Menschen Brust und Leben gezeichnet wird. Auch in dem größten aller deutschen dramatischen Dichterwerke, in Göthe's Faust, klingt Himmel und Hölle noch durch. Aber im Großen und Ganzen sind diese Mächte für das moderne Drama nicht vorhanden, sondern sein Thema ist der auf sich selbst gestellte Mensch, entweder aus sich selbst heraus ein idealer Engel oder aus sich selbst heraus ein radikaler Teufel oder auch nur — ein triviales Genrebild, lauter Figuren, die keinen Schöpfer kennen, keinen Erlöser brauchen, keinen heiligen Geist haben. Täuschen wir uns nicht: hier sind starke Gegensätze, hier ist Kanzel und Gegenkanzel.

Dem großen Einfluß der Bühne ist es gewiß auch zuzuschreiben, daß die Arbeit der Kirche in den Städten durch die Arbeit der Bühne zum Gewebe der Penelope wird. Um diesen Einfluß einigermaßen abzuschätzen, bedenke man, daß das Theater fast die ganze Woche hindurch geöffnet ist, viele protestantische Kirchen aber nur des Sonntags zum Gottesdienst. Dazu kommt, daß es in denjenigen Stunden geöffnet wird, welche zum Feierabend gehören, nach des Tages Arbeit zum Ausruhen bestimmt. Es fällt keiner Direction ein, ihre Vorstellung in der Woche etwa Vormittags zu geben. In vielen Kirchen wird aber nach wie vor Wochengottesdienst Morgens um 9 Uhr gehalten, unbekümmert darum, daß da Niemand kommen wird, als ein paar alte Frauen. Wahrlich hierin sind die Kinder der Welt auch klüger in ihrem Geschlecht, als die Kinder des Lichts.

Das Theater ist den ganzen Winter hindurch geheizt, die große Mehrzahl der Kirchen ist es nicht und daher für unser

Geschlecht zu kalt. Sollte Jemand noch zweifelhaft sein, wohin sich bei Abwägung des Theaterbesuchs und des Kirchenbesuchs das Zünglein neigt, so bedenke er nur, daß der Theaterbesuch Kosten verursacht, dagegen der Kirchenbesuch unentgeltlich ist. Man denke sich einen Augenblick, wie das Zahlenverhältnis sich gestalten würde, wenn der Theaterbesuch unentgeltlich wäre, der Besuch der Kirche aber nur gegen Abonnement oder bezahlte Eintrittskarten stattfände. Man überschlage einmal die jährliche Einnahme eines Theaters und die einer Kirche! Endlich aber übersehe man nicht die ganze Macht dramatischer Wirkung. Das Gespräch des berühmten Schauspielers Iffland mit dem rationalistischen Theologen Teller ist bekannt. Teller fragte: „Warum sind die Theater so voll und die Kirchen so leer?“ und Iffland antwortete: „Weil Sie die Wahrheit als Dichtung geben und wir die Dichtung als Wahrheit.“ Die Antwort trifft zwar nur den Rationalisten, aber in tieferer Weise auch alles falsche Pathos und Kanzelsprache, „alle kluge und hohe Reden menschlicher Weisheit“, alle Sentimentalität und gemachte Rührung.

Als ein Zeichen der Zeit, wie sehr die Bühne nach Gleichstellung mit der Kirche ringt, mag als interessantes Aktenstück jener Entwurf „einer staatlichen Organisation des Deutschen Theaters“ gelten, welchen Eduard Devrient einer Versammlung der Mitglieder des Bühnenvereins vorlegte. Er fordert 1. die „ausgesprochne staatliche Anerkennung des Theaters als einer öffentlichen Anstalt zur Bildung und Veredlung.“ Dies verräth auf den ersten Blick die Gleichstellung mit der Kirche und die Absicht, sich aus der Stellung einer zwar mit Korporationsrechten versehenen, aber mehr nur geduldeten Gesellschaft zu dem Rechte einer im Staate anerkannten und aufgenommenen, den Staat in seiner Kulturaufgabe unterstützenden Anstalt zu erheben. 2. „Unterordnung aller Bühnen, welche nicht von Höfen geleitet und beaufsichtigt werden, unter

diejenige Staatsbehörde, welche die andern Kunst- und Bildungsanstalten zu regeln und zu beaufsichtigen hat." Hier wird das Recht des Staats gegenüber der Bühne anerkannt, wie in Nr. 1 das Recht der Bühne im Staat. Es ist das Recht der Inspection, der Oberaufsicht durch das Ministerium des Kultus und des Unterrichts. Die Höfe behalten eine Art Patronatsrecht. 3. „Theaterconcessionen sollen nur an solche Personen gegeben werden, welche bürgerlich unbescholten, sachverständig, geschäftig und geistig qualificirt und daraufhin geprüft worden sind, regelmäßige Buchführung haben und dem Bühnenverein beitreten." Nr. 3 stellt also das theatralische Examen und die Fächer fest, in welchen examinirt werden soll. Der Bühnenverein bildet die Superintendentur. 4. „Alle Städte, welche nicht im Stande sind, ein Theaterunternehmen lohnend und würdig in unausgesetzter Thätigkeit zu erhalten, sollen kein Theater mehr haben dürfen, dagegen reichlich nährende Theaterbezirke eingeführt werden, alle Theatermitbewerbung aber ausgeschlossen bleiben. Alle andern die Schaulust befriedigenden Schaustellungen sollen möglichst beschränkt werden. Das Repertoir soll für jedes Theater abgegrenzt werden. Jede Stadt muß ein Theatergebäude ohne Miethe hergeben. Alle städtischen und Armenabgaben sind abzulösen. Heizung und Beleuchtung sollen als Naturallieferung von den Städten übernommen werden." Auch hier ist die Gleichstellung klar. Die Abgrenzung der Theaterbezirke entspricht der Abgrenzung der Parochien, die Feststellung des Repertoirs entspricht der Feststellung der Perikopen, die Miethzinsfreiheit der Theatergebäude derjenigen der Kirchengebäude, ebenso ihre Steuer- und Abgabenfreiheit. Ja, es werden sogar Naturallieferungen an Holz und Licht beansprucht als eine Art Kleinzehnten! Was würde wohl ein wohllöblicher Magistrat dazu sagen, wenn ihn die Geistlichkeit oder der Kirchenvorstand anginge, die Kirchen zu heizen und zu be-

leuchten?! — „Endlich soll der Staat Theaterschulen gründen" — auch hier die Gleichstellung mit den theologischen Fakultäten und Seminarien.

Dieser Entwurf ist allerdings ein Zeichen der Zeit, wie sich die Bühne zu einer Gegenkanzel heraufzuarbeiten strebt. Man wird vielleicht sagen: „Es ist nur ein Entwurf!" Aber der Entwurf wurzelt im Zeitgeist, und darum ist er kein Phantasiestück, sondern eine beachtenswerthe Erscheinung. Ist es doch erst jüngst geschehen, daß ein Arzt dem Theater in seinem letzten Willen sein Vermögen von zwei Millionen vermacht hat! Oder vielleicht wirft man ein: „All dies hat doch nur Bedeutung für die Städte, das ganze Landvolk bleibt doch davon unberührt!" Einverstanden, aber die Städte führen das Wort im Lande, und das hat im Blick auf die weltgeschichtliche Entwickelung sein Gewicht. Tertullian sagt tief und wahr: „Das Ende kehrt in den Anfang zurück." Von den Städten ging das Christenthum aus, und die auf den Dörfern hieß man „Heiden" (pagani). Jetzt geht von den Städten das Antichristenthum aus, und die auf dem Lande sind „unaufgeklärte Fromme". So bildet die Bühne eine Art Gegenkanzel, wenn es nicht gelingt, sie selbst wieder mit dem Geist christlicher Weltanschauung und tief sittlichen Ernstes zu erfüllen.

Gedanken vom Predigen.

Wenn du predigest, sollst du nicht viel plappern, wie die heidnischen Rhetoren, und ja nicht denken, du werdest besser verstanden, wenn du viele Worte machest.

Die Hauptsache an einer Predigt ist, nicht daß sie schön oder gewaltig, nicht daß sie geistvoll oder volksthümlich sei, so wünschenswerth diese Eigenschaften sein mögen, sondern daß die ganze Luft in ihr gesund sei. Nicht umsonst ermahnt der greise Paulus in den Pastoralbriefen seinen jungen Timotheus so oft, daß er „Acht habe auf gesunde Lehre". Dies ist aber nur dann der Fall, wenn das Wort „recht getheilt" wird, wenn Gesetz und Evangelium in seiner Einheit und in seinem Unterschied zur vollen Anwendung kommt. Der Prediger soll so predigen, wie er wünschen würde, daß ihm gepredigt werde, wenn er im Kirchstuhl säße. Wenn ich aber zur Kirche gehe, so wünsche ich, daß mir meine Armuth, Elend und Sünde aufgedeckt und Christi Reichthum, Liebe und Vergebung groß gemacht werde. Denn es ist des heiligen Geistes Werk, welches der Prediger ausrichten soll: „Christum zu verklären" und den Adam zu verdunkeln. Einem solchen Prediger danke ich von Herzen, der mir neu und frisch dazu geholfen hat, daß, wenn ich zur Kirchthüre herausgehe, ich wieder von Herzen singen kann:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd' —
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Fragt mich Jemand: Wie kommt man zu solchem Predigen? so sage ich: Nimm deinen Text und bewege ihn betend in deinem Herzen, zunächst für dich selbst und dann für deine Gemeinde, und thue nach Rückert's trefflichem Rath:

„Laß Etwas rechten Eindruck auf dich machen,
So wirst du schnell den rechten Ausdruck finden;
Und wirst du nur den rechten Ausdruck finden,
So wirst du schnell den rechten Eindruck machen."

Der Eingang soll kurz sein. Es ist nicht fein, die Gäste lange in der Thür stehen zu lassen. Auch ziehen sich die Zuhörer leicht eine Erkältung zu, wenn sie lange im Durchgang warten müssen.

Nach meiner Erfahrung sind Predigten mit Hauptsatz und Theilen vorzuziehen. Die Ansätze dazu finden sich bei Propheten und Aposteln, ja Christus selbst giebt Joh. 16, 8—11 ein Beispiel, worin er den Hauptsatz ausspricht, die Theile ankündigt und sie dann einzeln ausführt. Aber es muß dann an die Disposition alle Kraft gewendet werden, der Hauptsatz muß die Einheit der Predigt zur Darstellung bringen, dagegen die Theile ihre Mannigfaltigkeit; der Hauptsatz so gefaßt werden, daß er die Theile wirklich einschließt, und die Theile so, daß sie sich wirklich unter einander ausschließen. Thema und Theile müssen plastisch und, ich möchte sagen: verheißungsvoll vor dem inneren Auge des Zuhörers stehen, und dazu bedarf es einer anstrengenden Arbeit, wie das Meißeln einer Bildsäule, wie das Prägen einer Münze, welche durch

manche Hände wandern soll, die man mit nach Hause nehmen und Andern mittheilen kann.

Predigten sollen behältlich sein. Wohl weiß ich, daß selten eine ganze Predigt behalten wird, bin auch zufrieden, wenn nur Eine Wahrheit, Ein Spruch des Textes haften bleibt, ja, ich weiß, daß eine Seele aus einer Predigt Segen haben kann, auch wenn sie nichts Einzelnes daraus wiederzugeben vermag. Eine Frau, deren Pfarrer Rationalist war, suchte Nahrung für ihr Herz im Nachbardorfe, dessen Geistlicher das Evangelium predigte. Einst auf dem Heimwege von dort trifft sie ihr eigener Pfarrer und fragt sie: Nun was hat denn mein Amtsbruder heute gepredigt? Die Frau weiß nicht zu antworten. Als nun ihr Pfarrer meinte, so mache sie ja den weiten Weg umsonst, wenn sie doch nichts behalte, erwiederte sie getrost: „Ich bin eine arme Wollwäscherin — wenn ich nun am Wasser stehe und wasche meine Wolle im Sieb, so läuft das Wasser wohl durch, aber die Wolle wird rein.“ Dies bleibt eine tröstliche Wahrheit, aber die Regel soll es nicht sein, sondern der Gehalt der Predigt soll in irgend einer Gestalt behältlich sein. „Ein Jeglicher nach seiner Art.“ Der selige Henhöfer pflegte in jeder Predigt Eine Geschichte oder Ein Gleichnis zu geben, worin wie in einer Art Parabel die Summa der Predigt enthalten war. Daran prägte er in der Woche der Vorbereitung, aber nach der Predigt gingen diese Geschichten und Gleichnisse hin und her, nicht nur in seiner Gemeinde, sondern Land auf und ab, und sie gehen noch von Mund zu Mund bis auf den heutigen Tag.

Predigten sollen interessant sein — freilich im höchsten und edelsten Sinne dieses Ausdrucks. Es ist mir hoch verübelt worden, als ich dieses Wort einmal auf einer Conferenz

von Amtsbrüdern aussprach, und doch bleibt es eine unerläßliche Forderung, wenn sie nur recht verstanden wird. Es giebt Predigten, die sind so langweilig, daß der betreffende Prediger ganz gewiß selbst nicht hineingehen würde, wenn er sie nicht selbst zu halten hätte. Spurgeon, der berühmte Baptistenprediger, soll in seiner derben Manier einmal gesagt haben: „Meine erste Pflicht ist, meine Zuhörer zu unterhalten; denn wenn sie schlafen, so fahren sie alle in die Hölle." Aber ich meine das Wort „interessant" nicht im Gegensatz zur Langenweile, sondern im Sinne des höchsten Interesses, nämlich der Seelen Seligkeit. Die Anwendung auf den Einzelnen, die Übersetzung in die Gegenwart und Lage, der Angriff auf das Herz darf nicht erst am Schluß in einigen kurzen Sätzen folgen, sondern muß die ganze Predigt durchziehen. Ich habe Predigten gehört, in welchen nicht ein einziger Satz der Anwendung galt; ich habe andere gehört, welche von Anfang bis Ende in Korinth spielten, statt am Pfarrort. Dagegen sehen wir an Nathan, wie die ganze Wucht seiner Predigt in der Anwendung lag auf den bis dahin völlig unberührt gebliebenen David: „Du, du bist der Mann des Todes." Ebenso bei Stephanus, dem die grimmigen Gegner ganz ruhig zuhörten, bis er die Anwendung machte: „Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr." Hier liegt unstreitig einer der Hauptgründe, weshalb so viele Predigten ohne Frucht bleiben. Denn Ein Loth Anwendung ist besser, denn zehn Pfund der feinsten Exegese.

Dies meine ich, wenn ich sage: die Predigt soll interessant sein, der Zuhörer muß den Eindruck empfangen: **Von** mir ist hier die Rede, hier wird die höchste Angelegenheit meines Daseins verhandelt — „ich gedenke heute an m e i n e Sünde" (1. Mos. 41, 9), „heute ist mir und meinem Hause

Heil widerfahren.“ Wie der ehrwürdige Bengel gesagt hat: „Was nicht per Du geht, das ist perdu!“ Wohl dem Prediger, der jenes höchste Interesse zu wecken versteht, mit welchem die Zuhörer zu Petrus sagen: „Nun sind wir Alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören Alles, was dir von Gott befohlen ist“ (Ap. Gesch. 10, 33).

Es ist wohlgethan, die Predigt niederzuschreiben. Sie gewinnt an Maß und Gewicht, sie wird bewahrt vor Wiederholungen und Gemeinplätzen, sie wird reicher in der Anwendung, präciser im Ausdruck und gedrungener im Bau. Zu Klaus Harms kam einst ein Prediger und sagte zu ihm: „Nicht wahr, Herr Propst, Sie schreiben doch jetzt Ihre Predigten nicht mehr? Als ich ein junger Prediger war, schrieb ich nieder, aber jetzt giebt mir's der heilige Geist ein, was ich reden soll.“ Klaus Harms, der gewaltige Zeuge Christi, der mit feuriger Zunge zu reden wußte, antwortete ernst: „Ich schreibe noch alle meine Predigten nieder. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich es nicht gethan. Da hat mir der heilige Geist auf der Kanzel gesagt: „Klaus, Klaus, du bist faul gewesen.“ Anderes hat mir der heilige Geist nicht gesagt.“

Die Predigt soll einen Schluß haben, auch kurz wie der Eingang, aber das Ganze packend zusammengreifend, daß das Beste zuletzt kommt und Ende gut, Alles gut ist. Ich erinnere mich, vor achtunddreißig Jahren vom seligen Ahlfeldt eine Predigt über die Nothwendigkeit der Bekehrung gehört zu haben. Die ganze Predigt habe ich vergessen, aber der letzte Satz ist mir unauslöschlich geblieben: „Der Schwan ist nach dem Gesetz Mosis ein unreines Thier, weil er erst singt, wenn er stirbt.“

Die Bedeutung eines guten Vortrags wird von Vielen allzu sehr unterschätzt. Die Speise mag gut sein, aber es ist durchaus nicht gleichgültig, wie sie servirt wird — auf einem unreinen Teller kann sie ungenießbar werden. Als mein seliger Großvater in Paris eine Predigt in französischer Sprache halten mußte, sagte ihm nachher ein Zuhörer: „Vous avez prêché comme un ange, mais vous avez parlé comme un cochon!“ Das kann aber auch in deutscher Sprache bei schlechtem Vortrag passiren. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob ein und dieselbe Bach'sche Gavotte von einer kleinen Schülerin, oder von einem Meister gespielt wird.

Wenn Paulus zu seinem jungen Timotheus sagt: „Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken,“ so lautet das im Grundtext: Sei dein eigener Bischof, dein eigener Superintendent, dein eigener Seelsorger. Wenn er aber fortfährt: „Wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören,“ so sagt er damit zu jedem Prediger: Seligwerden und Seligmachen — das sei dein Pilgergang und deine Krone! —

Zu einer rechten Festpredigt gehört, daß der Prediger mit allen Glocken läutet: mit der tiefen Bußglocke, wie mit der hellen Gnadenglocke, mit dem Sterbeglöcklein, wie mit der mächtigen Osterglocke. „Der Ton macht die Musik“ — darum heißt es schon bei Mose, daß er, wenn Festversammlung sei, mit den silbernen Drommeten solle blasen lassen. Aber es ist schwer, Festpredigen zu halten, weil wir „in die festlose Zeit“ gerathen sind, in eine Zeit des Arbeitens und nüchternen Organisirens. Es fehlt heutzutage für die Festpredigt jener halbdunkle Hintergrund einer verborgenen, innig zusammen haltenden Gemeinschaft, welche am Feste sich sammelt „als die

Unbekannten und doch bekannt", jene Ahnung von der „Gemeinschaft der Heiligen", wo jeder Jüngergruß den Friedenshauch aus Salem brachte, und wo die Bruderstärkung wie ein Becher würzigen Weines von Hand zu Hand durch die Runde ging, — daß aber die Zahl der Festreden von Jahr zu Jahr sich mehrt, das macht die Sache nur noch schwieriger.

Gedanken vom Zuhören.

Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest, und komme, daß du höreſt. Das iſt beſſer, denn der Narren Opfer. Sei nicht ſchnell mit deinem Munde und laß dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott iſt im Himmel und du auf Erden; darum laß deiner Worte wenig ſein.“ Pred. Sal. 4, 17; 5, 1.

„So ſehet nun darauf, wie ihr zuhöret.“ Luk. 8, 18.

Es liegt nicht allemal am Prediger, wenn er nicht verſtanden oder wenn die Predigt nicht behalten wird. Dafür iſt Beweis jener Vorgang, welcher uns Mark. 8, 15—21 erzählt wird. Der Herr hat klar und deutlich vom Sauerteig falſcher Lehre gepredigt, und die Jünger verſtehen ihn vom irdiſchen Brote. Der Herr hat eben das Wunder der Speiſung gethan, und die Jünger haben das ganze Wunder und die darin ſo vernehmliche Predigt vergeſſen. Daß aber der Herr ſeine zuhörenden Jünger ſtraft und den Mißverſtand und Unverſtand ihren Ohren und Herzen zuſchreibt, das dünkt mich ein rechter Troſt für die Prediger, wenn ſie nicht verſtanden, oder mißverſtanden werden, oder wenn ihr Wort in die Luft geredet iſt.

Als der Confirmanden-Unterricht zu Ende war, frug ich einen vierzehnjährigen Bauernjungen: Was iſt dir nun das Wichtigſte geweſen, und welche Hauptſache haſt du nun behalten aus dem ganzen Unterricht? Nach längerem Beſinnen antwortete er: „daß uns Gott ſo lieb hat!“ Das heißt mit dem Herzen zuhören und apprendre par coeur!

Ganz anders erging es mir mit einem Jungen, welcher bei einer Visitation nicht zu antworten wußte, als ich frug, was „Bekehrung“ sei. Ich wollte ihm nachhelfen durch das Bild vom Umkehren auf dem Wege und frug: „Wenn du von Winsen nach Wolthausen gegangen bist und willst nun wieder von Wolthausen nach Winsen, was mußt du in Wolthausen thun? — „Einkehren“, rief der Knabe mit dem Bewußtsein, als habe er die einzig richtige Antwort gegeben. Ich aber sagte: „Nein, mein Junge, sondern Umkehren; aber gerade das Einkehren bei der Welt und ihrer Lust, das hindert so Viele an der Bekehrung.“ Das hindert auch das rechte Hören.

Manche Christen glauben krampfhaft an ihren eigenen Glauben, statt an Christum im Wort. Ihr eigenes Gläubiggewordensein soll sie rechtfertigen vor Gott. Da ist dann das Glauben zu einem Werk, zu einer Leistung geworden — im tiefsten Grunde nur eine andere Art von Selbstgerechtigkeit. Selbst in Zöllnern kann der Pharisäer stecken. Mancher, der vor Gott nicht zu treten wagt mit einer Quantität guter Werke, möchte doch die Qualität eines ringenden, bußkämpfenden und kraftvoll glaubenden, seligfühlenden Herzens vor Gott bringen können. Da soll der Glaube immer noch etwas Anderes sein, als die arme ausgestreckte Bettlerhand, welche Christi unendliches Almosen ergreift.

Wie schwer fällt es doch unsrer lutherischen Kirche, die Gemeinde zur kirchlichen Selbstthätigkeit zu bringen, zu erziehen. Selbst die „Haustafel“, diese sonst so köstliche, kurze angewandte Ethik Luther's, kennt nur „Zuhörer“. Alles Thätigwerden auf kirchlichem Gebiet liegt in dem Beruf des Pastors, allenfalls noch in etwas bei der Obrigkeit und den Hausvätern. Die Gemeinde und ihre Glieder empfangen eigentlich immer nur Nahrung, keine Arbeit, es seien denn die Arbeiten und

Aufgaben des irdischen Berufs. Sie empfangen Belehrung, Zurechtweisung, Tröstung, also innerliche Anregung und Richtigstellung der **Gesinnung**, dagegen fällt die ganze Gestaltung der Äußerung unter den Gesichtspunkt des **Berufes** in der Welt. Dies ist unzweifelhaft echte, wahre und gesunde Auffassung lutherischer Frömmigkeit, nach welcher die ganze Heiligung nicht in absonderlichen selbsterwählten Werken, sondern in den Schranken des gottgeordneten Berufs einhergeht. Aber sie schließt durchaus nicht aus, daß die Kirche und Gemeinde nun ihrerseits die willigen und tauglichen Glieder zu Dienstleistungen beriefe, mehr Abstufungen von Aufträgen innerhalb der Gemeinde schüfe, wie sie die alte Kirche doch hatte, während jetzt der Pastor zum „factotum", zu deutsch: „Mach du, Pfarrer, Alles allein!" geworden ist. — Soll die Action kraftvoll sein, so müssen die Functionen getheilt sein, — „ein Jegliches nach seiner Art". Das zeigt der Organismus der Pflanze, des menschlichen Leibes, des Hauses, des Staats. Darum müßte es seine Anwendung finden auf die kirchliche Bethätigung der Gemeinde und ihrer einzelnen Glieder.

Im Kirchstuhl unter der Kanzel.

Gebet einer gottseligen Kirchengängerin vor der Predigt.

Komm, heil'ger Geist, mit deinem Schein,
Komm und erleucht' den Pred'ger fein,
Führ' ihm die Zung', regier' den Mund,
Mit deiner Lieb' sein Herz verwund',
So werden all' unsre Seelen gesund.

(Aus den Jugenderinnerungen von Friedrich Heinrich Ranke.)

Unterwegs.

Wanderlust und Wanderkunst.

Reisen will gelernt sein. Zwar jenes frische, fröhliche Wandern über Berg und Thal in der Jugendlust lernt sich leicht, wenn nur ein aufgeschlossenes Gemüth, ein waches Auge und ein harmloser Sinn da ist. Als Jüngling sang ich wohl:

> Was regt sich so tief mir im Herzen,
> Was künden die eigenen Schmerzen?
> Es drängt mich hinaus in die Welt, in die Welt
> Und hinein in der innersten Seele Gefeld.
>
> Da drinnen verhallende Klänge
> Und draußen die Frühlingsgesänge:
> Den Pilgerstab her! denn es ladet der Tag,
> Wer weiß, ach, wie oft er noch laden mag!
>
> So möchte ich wandern hienieden —
> Es ist das Wandern nach Frieden.
> Wenn aufbricht der Lenz in der Welt, in der Brust,
> Ergreift mich die heimliche Wanderlust.

Aber es kamen andere Zeiten, wo ich als Mann im Amt viel reisen mußte, in meiner Arbeit in der Diaspora oft um einer einzigen Taufe oder Beerdigung willen drei Tage meines Lebens auf der Reise zubringen mußte, so daß ich es in etwas dem Apostel Paulus nachfühlen lernte, wenn er die Aufzählung seiner Amtsleiden mit den Worten beginnt: „Ich habe viel gereiset", und mein lieber Bruder, als ich ihm über den enormen Zeitverlust durch meine Amtsreisen klagte, mich tröstete mit dem Worte des Herrn an Israel: „Ich habe dein Reisen zu Herzen genommen." Das Reisen wollte mir statt zu einer Lust zu einer Last werden. Sollte ich nicht innerlich murren über die schöne Zeit, die mir verloren ging, so mußte ich lernen, sie anzu-

wenden für mich und für mein Amt. Ich übte mich im Stillesein und im Lautwerden, im Schweigen und Reden mit den Menschenkindern, ein Jegliches zu seiner Zeit. Ich habe von den stillsten Stunden meines Lebens in der Eisenbahn zugebracht, wenn ich mich in eine Ecke drückte, die Augen schloß, als ob ich schliefe, und inwendig redete mit meinem Gott, betend die eigene Seele in Gottes Hände legte oder fürbittend die einzelnen Seelen meiner Gemeinde ihm befahl. Oder ich machte die Entwürfe für Predigten: Der Text war meine Melodie, und das Rollen der Räder war wie das Accompagnement eines Orchesters, was die Meditation trefflich förderte. Oder ich dachte über das Ganze nach, über die Zustände meiner Gemeinde, über die Aufgabe meines Amts, über die Mängel und Schäden, über die Lücken und Vernachlässigungen, so daß ich jedesmal mit einer Anzahl von Aufforderungen und Antrieben zu neuer Arbeit zurückkehrte. In diesem Sinn wurden mir die Reisen mehr und mehr zu wahren Ruhepunkten und gesegneten Pausen. Endlich aber nützte ich sie auch aus zum Ausstreuen des göttlichen Samens bei solchen Mitreisenden, bei welchen ich eine offene Thür fand, und das hat mir reichen Gewinn gebracht. Da ich nicht Bücher lesen wollte während der Fahrt, weil dies die Augen ruinirt, so versuchte ich, die Menschen wie Bücher zu lesen. Ich fand freilich bald, daß dies schwierig ist, weil die Seiten nicht aufgeschnitten sind, aber die Liebe ist erfinderisch und findet den Zusammenhang, auch wenn Parthieen überschlagen werden müssen. Ja die Liebe ist die Seele dieser Wanderkunst, wenn sie „Alles glaubt und Alles hofft", was ideal ist am Bruder in Christo, und „Alles trägt und duldet", was noch trivial ist am Bruder in Adam. So mögen hier zunächst einige Begegnungen folgen, die ich unterwegs hatte, und dann etliche Reisegedanken und Gedankenreisen, wie ich sie unterwegs angestellt.

Des Wanderers Sabbath und Werktag.

Die Aufgabe des Reisenden ist, zu sehen, zu hören, und das ist ebenso sehr Arbeit, als es Genuß ist. Weil Reisen ermüdet, so gilt es immer wieder, aus den alten Gewohnheiten der Augen und Ohren sich loszureißen, um immer wach und frisch, horchend und fragend an Menschen und Dinge heranzutreten. Denn wenn Parzival nicht fragt, so ist er vergeblich aufs Wandern gegangen, vergeblich in der Nähe des heiligen Grals gesessen. Aber auch das ist Arbeit, des Gesehenen und Gehörten innerlich Herr zu werden, und es ist schwer zu sagen, wie dies vor sich gehen soll. Die Einen nennen es Reflexion, die Andern sagen, man solle gar nichts Eigenes hinzuthun, sondern Alles nur auf sich wirken lassen. In gewissem Sinne ist Beides wahr.

Wohl ist's eine schöne Sache um die stille Zufriedenheit mit dem Gegenstand, ohne eigene Zuthat, ohne Färbung durch eigene Brille, um's heitere Anschauen gegenüber dem ernsten Forschen. Aber in dem Streben, der Eindrücke durch Reflexion Herr zu werden, liegt doch eine dunkle Sehnsucht nach Harmonie des inneren Menschen verborgen. Eine solche Sehnsucht schlummert aber unbewußt in jedes Menschen Brust, daß nämlich alle Gaben und Kräfte möchten in Dienst genommen werden von der Persönlichkeit, daß Alles, was Einlaß begehrt ins Herz, erst seinen Paß und Legitimation aufweise, ehe es

Quartier empfängt. Es findet eben hier gleich sehr ein Bewältigtwerden und ein Bewältigen statt, ein Empfangen mit Wonne und ein Gebären mit Schmerz, ein Sabbath des Hochgenusses und ein Werktag des Verarbeitens.

Aber wenn es recht zugehen soll, so muß der Eindruck dem Ausdruck, das Ergriffensein dem Ergreifen, das sabbathliche Feiern dem werktäglichen Forschen vorausgehen. Man muß alle Kunst zunächst für sich selbst treiben, ganz individuell und ganz persönlich, und wehe dem, der Alles gleich an den Mann bringen will und an die große Glocke hängt. Wer dichtet, muß für sich dichten, weil er's nicht lassen kann. Wer Musik treibt, der thue es, nicht um etwas zu „können" oder um vor Andern zu prangen, sondern weil die Tonwelt ihn so begeistert, daß er zu ihrem Ausleger wird. Wer malt, muß für sich malen, weil er die Geister, die ihn umwandeln, ins Land der Lebendigen versetzen oder das stumme Entzücken seines Herzens in Farbentönen reden lassen will. Ja, auch in der Religion verhält es sich so: Wer sich bekehrt, der muß sich allererst für sich bekehren und nicht, wie behauptet worden ist, um der Andern willen. Alles Große muß erst individuell, in diesem Sinne klein werden, und dann erst „dringt alle Kraft nach vorwärts in die Breite".

Wenn Gott uns auf der Wanderung die Schönheit seiner Werke schauen läßt: die stolzen Berge mit ihren Schneekronen, das Meer mit seinen majestätischen Wogen, den Wald mit seiner träumerischen Einsamkeit und Stille, die Pracht der Blumen und der Sonne Glanz, dann vernehmen wir wohl das große Magnificat, das die Schöpfung singt, und das hinreißende Tedeum aller Werke und Kreaturen: Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, dir danken wir. Aber neben dem brausenden Lobgesange vernimmt ein Christ mit geistgeöffnetem Ohre auch das Seufzen der Kreatur, welche sich sehnt auf den Tag der Erlösung und wartet auf den neuen Himmel

und die neue Erde. Neben der Wonne kreatürlichen Genusses an den Wundern der Schöpfung ist es doch ein köstlich Ding, sich an Gottes Gnade genügen zu lassen und in dem Vorhof dieser Erde zu harren und sich zu sehnen nach dem, was droben ist, anbetend niederzusinken und die Segel zu spannen in die Heimath, um zu ankern in den stillen Wassern der ewigen Welt. Dann wird einem jede Reise zu einem Gleichnis unserer Pilgrimschaft und zu einer Weissagung von der schönen Ewigkeit. So lebt beides im Herzen des Christen: Sabbath und Werktag, Erdenpilgrim und Himmelsbürger, Wallen nach Golgatha und Hüttenbauen auf Tabor.

Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Er hat aber für die Zeit zusammengebunden Sabbath und Werktag. Wie nun in Natur und Kunst Beides seine Zeit hat: Feiern und Arbeiten, so lebt und webt auch in der Kirche beides: die Ruhe des Glaubens und die Unruhe der Liebe. Es ist wohl etwas Großes und Holdseliges um den Gedanken der Kirche, als einer zweiten Schöpfung, worin wie in der Natur als lebendigem Organismus Nichts, was ein Sein hat, dieses habe ohne durch das Ganze, und andrerseits Nichts, was so geworden, vorübergeht, ohne selbst wieder für das Ganze ein Glied in der Kette zu sein. Sind dort die Haare gezählt, so hier die Seufzer; fällt dort kein Sperling vom Dache ohne des Vaters willen, so wird kein Becher kühlen Wassers gereicht, ohne seine Vergeltung zu finden. Mit andern Worten: die Arbeit am eignen Herzen ist an und für sich schon Arbeit im Reiche Gottes, Arbeit zum Segen für Andre. Dieser Sabbath, da man ruhet von den Werken, webt um die Kirche Gottes wie Morgenhauch.

Aber wir sind Kinder der elften Stunde und verstehen vom Sabbathfeiern noch gar wenig. Drum hat die andere Seite ebenso viel Wahrheit für uns, daß Alles außer uns Anspruch hat auf unsre Arbeit, daß wir nirgends, an keinem Ort und

zu keiner Zeit, in keinem Verhältnis sind ohne göttlichen Beruf. Denn jedes Ding kann und soll geheiligt werden, und jeder Mensch soll geheiligt und in Christi Bild verklärt werden. Aber wir verklären lieber unser eigen Bild im Bruder und haben weithin zu dem Lobe, Land und Meer zu umziehen, um Christengenossen und Kinder des Himmels aus den Menschen zu machen. Die Kinder der Welt sind auch hierin klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.

Es soll eben Beides statthaben: Wir sollen unser Leben verbergen in Gott hinein, offenbaren in die Welt hinein. Das ist der Sabbath und der Werktag eines Kindes Gottes — „zu Haus und auch auf Reisen".

Begegnungen.

Im Eisenbahncoupé.

Es war an einem Sonntagabend im Spätherbst. Müde wie ich war nach aller Arbeit des Amtes von früh bis spät, setzte ich mich still in ein Coupé zweiter Klasse, um vom Filial in meine Pilgerhütte am Fuße des Schwarzwaldes zurückzudampfen. Die Plätze waren alle besetzt und das Oberlicht gedämpft, so daß mein Incognito als Pfarrer leichter als sonst gewahrt werden konnte, was ich übrigens auf der Eisenbahn gern thue aus Liebe zu der reisenden Menschheit. Denn es giebt eine ganze Anzahl Reisender, die einer weißen Kravatte gegenüber in ähnliche Zustände verfallen wie der Stier, wenn er ein rothes Tuch erblickt. Ich drückte mich in meine Ecke und versuchte zu ruhen und zu schweigen. Aber mein Nachbar ließ das nicht zu. Er knüpfte sofort ein Gespräch an, und obgleich ich erst nur mit Ja und Nein antwortete, ließ er nicht nach, bis ich mich innerlich überwand und bei mir selbst dachte: „Nun, wenn du absolut mit mir reden willst, so kann ich dir diesen Liebesdienst auch noch thun.“ Ich setzte mich auf, und bald ging das Gespräch über deutsche Arbeit und amerikanische Arbeit, mein Nachbar kam auf den Gründerschwindel und auf die eingerissene Genußsucht, bis ich endlich sagte; „die Wurzel von dem Allen ist der Egoismus.“ Er

meinte: „da kann nur die Volksbildung helfen.“ Meinen Sie wirklich? frug ich; ein „gebildeter“ Schurke ist in meinen Augen viel gefährlicher als ein ungebildeter, und selbst gelehrte Leute können innerlich sehr roh sein. War ich doch einmal Ohrenzeuge eines heftigen Streits, den zwei Gelehrte im Eisenbahn-Coupé mit einander hatten, und hörte, wie der Eine zum Andern sagte: Und Sie wollen ein Professor sein und sind doch ein Rindvieh von Natur!

„Allerdings muß auch auf die Moral eingewirkt werden,“ versetzte mein Nachbar.

Keine Moral ohne Religion, sagte ich. Wie wollen Sie den Besitzlosen dem Besitzenden gegenüber zur Zufriedenheit bringen, ohne daß er den Unterschied von Reich und Arm als eine Ordnung Gottes in seinem Gewissen anerkennt? Ich hörte einmal einen Herrn sagen: es muß eben mehr Polizei sein. Nein, sagte ein Anderer, Polizei allein thut's nicht, aber das Militär. Da erzählte ich den Beiden jene Anekdote von Karl X. von Frankreich, der 1830, als er von dem Ausbruch der Revolution hörte, seinem Adjutanten den Befehl gab, auf das Volk schießen zu lassen. Der Adjutant kehrt zurück mit der Nachricht, die Soldaten weigerten sich, zu schießen. So soll man auf die Soldaten schießen, sagte der König, und der Adjutant mußte ihm erwiedern: Aber Majestät, wer wird schießen?

„Nun,“ sagte mein Nachbar, „ich bin nicht gegen Religion, aber natürlich meinen Sie auch nur: Religion im Allgemeinen, nicht bestimmte Formen, die ja gleichgültig sind. Ich brauche Sie ja nicht an Nathans Ringe zu erinnern.“

Gestatten Sie mir mit einem Gleichnis zu antworten. In einer Restauration rief ein Herr einem Kellner zu: „Bringen Sie mir Obst!“ Der Kellner brachte Äpfel. „Ich habe keine Äpfel bestellt, ich will Obst haben,“ sagte der Gast. Der Kellner bringt Birnen. „Was bringen Sie mir denn

Birnen? bringen Sie Obst!“ Der Kellner bringt Nüsse und Trauben. „Ich begreife Sie wirklich nicht, ich habe doch Obst bestellt, und nun bringen Sie mir Nüsse und Trauben.“ Und ich begreife Sie noch viel weniger, erwiederte ihm der Kellner, denn das Obst, das Sie wünschen, muß doch auf einem Baume gewachsen sein, sei's nun ein Apfelbaum oder ein Nußbaum. — Sehen Sie, verehrter Herr, fuhr ich fort, „Religion im Allgemeinen“ — das ist Obst; sie muß doch auf irgend einem Baum gewachsen sein, sei's nun ein heidnischer, jüdischer oder christlicher Baum.

„Aber ich habe doch gemeint, Kinder müßten vorurtheilsfrei erzogen werden.“

Wenn Sie darunter verstehen, daß man Kindern früh Ehrerbietung gegen andere Glaubensgenossen einprägen soll, so stimme ich Ihnen vollkommen bei. Im Übrigen glaube ich, daß Kinder durch lauter Vorurtheile erzogen werden. Denn Alles, was der Vater lehrt, bleibt für das Kind so lange Vorurtheil, bis es das Kind erst später selbst zum eigenen Urtheil gestalten kann.

„Ich gebe zu, daß man dem Kinde nur das beibringen kann, wovon man selbst überzeugt ist, aber man kann doch die Religion nicht lehren wie 2 mal 2 = 4!“

Was würden Sie sagen, wenn Jemand zu Ihnen sagte: 2 mal 2 ist 5? Sie würden wahrscheinlich denken: der Mann hat ein anders organisirtes Gehirn als ich. Ähnlich ist es mit dem Gewissen des Menschen. Wenn ein Mensch aufrichtig ist, so kann man ihn wohl überzeugen, daß auch in ihm der Egoismus sitzt. Freilich ist der Verstand der Advokat des Willens, und wenn Einer nicht will, kann man ihn allerdings nicht überzeugen. So habe ich in meiner Vaterstadt einen Mann gekannt, der pflegte zu sagen: „Ich und meine Familie, wir führen uns alle Tage so auf, daß, wenn der Abend kommt,

wir vor uns selber den Hut abnehmen, und ich zu mir sagen kann: Louis, das hast du schön gemacht."

„Das war ein Egoist bis zum Exceß!" rief mein Nachbar. „Nein, nein, Unzufriedenheit mit sich selbst ist ein nothwendiger Sporn für den Menschen. Es ist merkwürdig, wie sich das trifft. Sehen Sie, ich gehe nicht viel in die Kirche — oder eigentlich in die Synagoge, denn ich bin Jude — das Geschäft erlaubt es nicht, ich habe keine Zeit, aber Einmal im Jahre denkt man doch daran, daß man ein Mensch ist, und weil heute großer Versöhnungstag ist, so bin ich heute in der Synagoge gewesen."

Denken Sie daran wirklich nur Einmal im Jahre, daß Sie ein Mensch sind? Daran werde ich doch alle Tage erinnert und — eigentlich Sie auch, ja sogar dreimal des Tages durch Ihren Magen. Wenn nun Ihre Seele ebensoviel Hunger hätte, wie Ihr Magen, so würden Sie nach Speise verlangen. Denn die Sünde fordert Sühne, und die Sühne, das Opfer, bildet den Mittelpunkt aller Religionen, der heidnischen, der jüdischen und der christlichen Religion. Wo es sich nicht um Sühne und Opfer handelt, da mag es sich um viele andere schöne Dinge handeln, aber um Religion handelt sich's da nicht.

„Sie verstehen unter Sühne natürlich doch nur die Selbstveredlung, an welcher jeder Mensch arbeiten muß."

Haben Sie je gehört, daß ein Mensch sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf gezogen hat? Von Münchhausen erzählt man's wohl, der soll sich sammt seinem Pferde am eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen haben, sonst hab' ich's von Niemand gehört. Und nun sollte sich ein Egoist aus eigener Kraft aus dem Sumpfe des Egoismus herausziehen? Das glaube ich nicht, sondern dazu wird's einer Kraft von Oben bedürfen, die ihn über sich selbst hinaushebt. Und diese Kraft liegt eben in der Sühne.

„Sie sprechen immer von Sühne. Wie kann ich dessen gewiß werden, daß Etwas die Sühne für meine Sünde ist?“

Setzen wir den Fall: Sie halten Kassensturz und finden Ihre Kasse leer, Sie wissen aber, es ist ein Wechsel von 10,000 fl. unterwegs, von Ihnen anerkannt und unterschrieben, der wird morgen präsentirt. Zahlen Sie nicht, so bricht der Bankerott aus, es wird in der ganzen Handelswelt bekannt, Sie sind ein ruinirter Mann. Wenn ich nun heut Abend zu Ihnen sagte: Hier sind 10,000 fl. —

„Die würde ich nicht refüsiren,“ fiel er mir rasch in die Rede.

So? sagte ich; wenn Sie ein reicher Mann wären, so würden Sie sich schämen, von mir eine solche Summe anzunehmen. Aber hier würden Sie mit beiden Händen zugreifen. Warum? weil Sie wüßten, daß dieser Empfang genau Ihren Bedarf deckt, und weil Sie wüßten, daß Sie selbst nicht zahlen könnten und darum einen Bürgen brauchen.

„Wer kann mir Bürge sein in solcher Sache?“

Der Zug stand, wir waren in Ispringen, der Kondukteur riß die Thüre auf und rief: Aussteigen! Ich neigte mich über meinen Nachbar und flüsterte ihm ins Ohr:

Christus!

Da faßte er meine Hand mit beiden Händen und sagte mit bewegter Stimme: „Ach, daß Sie jetzt aussteigen! Ich danke Ihnen von Herzen für Alles, was Sie mir gesagt haben!“ Ich sprang aus dem Wagen, der Zug brauste davon. Sinnend schaute ich ihm nach, wir hatten nicht einmal unsere Namen uns genannt. Aber ich pries Gott, daß es gerade soweit gereicht hatte, daß ich einer suchenden Menschenseele den Namen über alle Namen hatte sagen dürfen. Über dieser Freude war alle Müdigkeit hinweg, und es dünkte mich selbst seltsam, wie wir von Gründerschwindel zuletzt auf die tiefste Frage für Zeit und Ewigkeit gekommen waren. Unter dem Titel

mancher Bücher steht bisweilen zu lesen: „eine wahre Geschichte.“ Ich hätte es auch unter meinen Titel setzen können. Denn es hat sich Alles in Red' und Gegenrede so begeben, wie ich hier erzählt. Ich füge es aber hinzu, weil der schöne Gang des Gesprächs, die merkwürdige Zubereitung der Gedanken meines Nachbars durch den großen Versöhnungstag und der herrliche Abschluß den Eindruck erwecken könnte, als hätte ich hier Wahrheit und Dichtung gegeben. „Ach, wenn dieser Mann Ihnen einst in der Ewigkeit vor Gottes Thron begegnen möchte!“ sagte ein liebes Gemeindeglied, dem ich die Begegnung mittheilte. Ich aber dachte beim Rückblick auf diesen Sonntag, bei diesem Stück Eisenbahnmission, an das Wort des Predigers: „Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es Beides geriethe, so wäre es desto besser.“ (Pred. Sal. 11, 6.)

Der Mann mit der Hahnenfeder.

Einst fuhr ich von Frankfurt nach Leipzig. Mir gegenüber saß ein Mann in grauer Joppe und einem Calabreserhut mit großer Hahnenfeder und ein Frankfurter Kaufmann, welche sich lebhaft mit einander unterhielten, wobei Witze und platte Phrasen über politische und religiöse Gegenstände wechselten. Nach anderthalb Stunden ward es mir zu viel, und ich mischte mich in das Gespräch. Es dauerte nicht lange, so waren wir im Kampf der Diskussion natürlich wieder bei den Ringen Nathan's und der Frage des Pilatus: Was ist Wahrheit? bei den Fragen über die Wunder, über die heilige Schrift, über die Offenbarung Gottes überhaupt angelangt. Die trivialsten Einwürfe wurden vorgebracht und das mit einer gewissen

Siegesgewißheit. Nach einigem Wortgefecht verließ ich diese Weise und erbat mir das Wort zu einer ruhigen Auseinandersetzung. Ich begann mit der Persönlichkeit des Menschen und der Urpersönlichkeit Gottes, und wie es abgesehen sei auf eine persönliche Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, fuhr dann fort zu reden von seiner Offenbarung im Wort, von der Fixirung des Worts in der heil. Schrift, stellte dann Christus in den Vordergrund als das A und O aller Gottesoffenbarung, seine Person als das Wunder aller Wunder, sein Wort und Werk als die eigentliche Summa der ganzen Bibel, seine Menschwerdung als den Akt der höchsten und tiefsten Liebe Gottes zu den Menschen, seinen Opfertod am Kreuz als die Versöhnung zwischen Gott und den Menschen. Ich war warm geworden, und der große Gegenstand mochte mich zu begeisterter Rede fortgerissen haben; denn ich sah plötzlich, wie mein Gegenüber seinen Hut mit der Hahnenfeder abgenommen hatte und mir mit unverkennbarer Ehrerbietung zuhörte. Als ich geendet, sagte er: „Es thut einem gut, wenn Jemand von solchen Dingen zu einem spricht.“ Ich entgegnete: „Nach meiner Meinung soll ein Pfarrer überall und auch auf der Reise ein Pfarrer sein, nicht bloß auf der Kanzel und am Altar im Meßgewand, wie der römische Priester,“ worauf er fortfuhr: „Es ist doch nicht recht von den Pfarrern, daß sie nicht öfter so zu unser Einem reden, wie Sie jetzt geredet haben.“ „Das ist auch kein Wunder,“ erwiederte ich, „wenn man es Einem so macht, wie Sie es mir gemacht haben.“ Als er erstaunt frug: Wie so? wiederholte ich ihm eine Reihe jener platten Phrasen, die er zuvor mit seinem Nachbar ausgetauscht. Darauf sagte er sehr ernst: „Werden Sie es mir wohl glauben? Das Alles, was ich so dahinsprach, das ist nicht eine feste Überzeugung, das fliegt Einen so an, weil man es in Zeitungen liest. Das, was Sie gesagt haben, das ist Wahrheit.“ Auf der nächsten

Station stieg er aus, und ich habe seinen Namen nicht erfahren, aber seine Worte habe ich nicht vergessen, und sie sind mir ein Antrieb geworden, zu zeugen und auch hinter der Hahnenfeder die Seele zu suchen, die nach Wahrheit dürstet. Geht es doch Manchem so, wie jenem deutschen Knaben, der zu Paris im Spitale am Fieber lag. In seinen Träumen sah er den elterlichen Hof und rief dann im brennenden Durste die wehmüthigen Worte: „O, nur Einen Trunk aus meiner Mutter Brunnen!" So klagt und seufzt manche Seele draußen in der Fremde, drinnen im einsamen Kämmerlein: „O, nur einen Trunk aus meiner Mutter Brunnen! aus dem Brünnlein der Stadt Gottes, das Wassers die Fülle hat, welches sprudelt aus Kanzel und Taufstein und Altar und giebt Wasser des Lebens allen Dürstenden umsonst. Und wenn die letzte Hitze des Todeskampfes kommt, so wird auch unser Gebet sein, daß uns nicht fehlen möge ein Trunk aus unserer Mutter Brunnen für unsere dürstende Seele.

Doch geht es nicht allemal so harmlos zu, wie die nächste Begegnung zeigen wird.

Die dreckige Seel'.

Es war in der Herbstzeit, als ich in einen Eisenbahnwagen dritter Klasse stieg, in welchem fünfzig Personen sitzen mochten, wovon die Hälfte Wirthe waren, welche ihre Weineinkäufe im Oberland gemacht und dabei ihr oberes Stockwerk ziemlich illuminirt hatten. Ein Witz folgte dem andern, und schallendes Gelächter folgte dem Witz, wie der Donner dem Blitz. Allmählich gerieth aber die Heiterkeit auf das eheliche Gebiet, so daß mir die Entrüstung schon auf der Zunge bebte, zumal auch Frauen mitfuhren. Als nun Einer im

Nebencoupé einen kolossal gemeinen Witz machte, hub ich meine Stimme auf und rief, so laut, daß der ganze Wagen es hörte: „Noch einmal so einen schlechten Witz und Sie kommen heraus aus dem Wagen!“ Plötzlich trat eine Todtenstille ein, Jeder sah sich um nach dem Sprecher, aber es war nur wie die unheimliche Stille vor dem Ausbruch des Gewitters. Gehört hatten sie mich Alle, aber gesehen hatte mich nur mein unmittelbarer Nachbar, welcher vor mir stand, um sich eine Cigarre anzuzünden. Er war es denn auch, der die Stille unterbrach und laut rief, während der ganze übrige Wagen schwieg: „Was ist dies? Wir sind hier nicht in der Kirche, sondern auf der Eisenbahn, und da kann Jeder machen, was er will.“ Ich antwortete ebenso laut: „So weit sind wir noch nicht im badischen Ländle, daß Jeder machen kann, was er will.“ Er: „Wem es nicht gefällt, der kann zweiter Klasse, erster Klasse fahren, aber dritter Klasse muß man sich Alles gefallen lassen.“ Ich: „Da habe ich eine bessere Meinung gehabt; ich habe gedacht, dritter Klasse fahren anständige Leute, nicht Leute, die Schweinereien reden und hören wollen, sondern, was man sagt: anständige Leute, und darum bin ich dritter Klasse gefahren.“ Er: „Da sind Sie letz! (d. h. unrecht daran). Dritter Klasse muß man sich Alles gefallen lassen. Ich habe heut morgen neben einem dreckigen Juden aus Königsbach sitzen müssen, hat mir auch nicht gefallen, was wollt' ich machen? Darum sag' ich: Dritter Klasse muß man sich Alles gefallen lassen.“ Da rief ich laut: „Und ich sage: ich will lieber neben einem dreckigen Juden aus Königsbach sitzen, als neben einem Menschen, der eine so dreckige Seel' hat, wie Sie.“ Er: „Ja, können Sie einem denn in die Seel' hineingucken?“ Ich: „Freilich; denn weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über.“ Kaum hatte ich dies gesagt, so packte er seine Sachen zusammen mit den Worten: „Da bleib' ich nicht,“ stieg über die Sitzlehne und setzte sich zu

dem Chor der übrigen Wirthe, hing den Kopf und brummte vor sich hin: „Einem die Seel' vorzuschmeißen, Einem die Seel' vorzuschmeißen!" Summa, der Wagen war still geworden; als der Zug auf der nächsten Station hielt, rief derjenige, der jenen schlechten Witz gemacht und den ich zur Ruhe verwiesen hatte, dem Schaffner zu: „Da ist ein Herr, der will erster Klasse fahren, lassen Sie ihn heraus." Die Schaffner waren aber meine gute Freunde, weil ich viel reiste und bald ein freundliches Wort oder eine Cigarre für sie hatte. Darum verwies er den Redenden und sagte: „Lassen Sie die Neckereien, meine Herren, Ordnung muß sein." Zu mir aber kam er und frug mich, ob er mir ein Coupé zweiter Klasse anweisen solle. Ich dankte ihm, sagte aber: „Die Herren sind jetzt still; aber wenn es wieder losgehen sollte, dann lassen Sie mich heraus." So kam ich unangetastet bis zu meiner Station; beim Hinausgehen grüßte ich hinüber zu dem Chor der Wirthe: Gute Nacht, meine Herren! Es war aber das letzte Mal, daß ich dritter Klasse fuhr.

Der Dragonerhauptmann.

Einst traf ich im Eisenbahncoupé einen Dragoneroffizier, welcher von Preußen nach Baden versetzt worden war. Erst versuchte ich, ihm etwas zu bieten vom Besten, das mir gegeben war; da er aber nicht nehmen wollte, und die Thür verschlossen war, so dachte ich: Wohlan, so sollst du mir etwas geben, und ich will von dir lernen. Ich frug, wie er meine badischen Landsleute als Soldaten in seinem Regimente fände und beurtheile. Darauf erwiederte er: „Die Leute sind sehr anders geartet, als ich erwartet hatte. Früher hatte ich Polen zu exerciren, da ging's per Schwadron ausgezeichnet, aber der einzelne Mann faßte nur äußerlich auf. Wenn ich zum Polen

sage: Hast deine Sache gut gemacht, geh nach Haus für heute, so paßt er das nächste Mal mit allen Augen und Ohren auf, nur um früher vom Exerciren los zu kommen. Dies Alles zieht bei Ihren Landsleuten nicht. Der einzelne Mann exercirt ruhig weiter, so lange kommandirt wird, aber besser macht er seine Sache nicht. Die Leute sind merkwürdig langsam im Auffassen. Sag ich Einem was, so glotzt er mich an, antwortet keine Silbe und versteht mich nicht. Würde ich vor der Schwadron kommandiren: Faßt mit der rechten Hand die Spitze des rechten Fußes an, so wird unter hundert ein Einziger es thun, und der ist gewiß ein Genie und ausgezeichneter Kerl. Die andern neunundneunzig würden mich verblüfft ansehen und fragen: Was hat er eigentlich gemeint? Hier zu Lande muß es dem einzelnen Mann vorgemacht werden; hat er es kapirt, so ist er vortrefflich und besserer Soldat als der Pole. Aber immer erst den einzelnen Mann vorgenommen und dann erst die ganze Schwadron. Mit Einem Wort: es muß durchaus individualisirt werden."

Darauf erwiederte ich ihm: „Ich bewege mich zwar auf einem ganz anderen Gebiet als dem militärischen, da ich Geistlicher bin; aber was Sie mir gesagt, ist mir hochinteressant, da ich eine ganz ähnliche Erfahrung beim Confirmanden-Unterricht an unsrer Jugend mache. Wenn ich da per Schwadron exercire, da geht's gar leicht über die Köpfe weg, aber wenn ich mich zu meinem kleinen Bauerjungen setze und ihm den Arm um den Hals lege und exercire mit ihm allein, da faßt er die Sache, daß es eine Freude ist. Ich danke Ihnen für das, was ich bei Ihnen gelernt: Es gilt individualisiren."

Der Handel mit Perlen.

Auf einer meiner Amtsreisen stieg ein Kaufmann in den Wagen und setzte sich zu mir. Auf meinen Koffer weisend sagte

er: „Sie sind wohl ein Kaufmann.“ „Gewiß,“ erwiederte ich, „ich handle mit Perlen.“ „Mit Perlen?“ frug er zurück, „da werden Sie in unserer Gegend schlechte Geschäfte machen.“ „Das fürchte ich selbst,“ fuhr ich fort, „und das ist um so mehr zu verwundern, als ich umsonst und ohne Geld verkaufe.“ Als ich ihm nun zu verstehen gegeben, um welche köstliche Perle es sich handle, sagte er kurz: „Von der christlichen Moral halte ich sehr viel, aber die Dogmen, die theologischen Glaubenssätze kann ich entbehren.“ So gab ich ihm zur Antwort: „Da wir also beide Kaufleute sind, so wissen wir, daß in unsern Büchern die Ausgabe niemals die Einnahme übersteigen darf und kann, wenn nicht schließlich ein Bankerott ausbrechen soll. Die Moral oder Sittenlehre ist aber lauter Ausgabe: du sollst lieben, du sollst dienen, du sollst helfen, das ist lauter Ausgabe den ganzen Tag, und jeder Mensch, dem ich begegne, hat den Anspruch an mich, daß ich ihn lieben soll, — ich frage Sie, wo kommt die Einnahme her?“ — „Aus der Selbstbefriedigung,“ erwiederte er. „O ja,“ sagte ich, „ich kenne eine Religion der Selbstbefriedigung, die Religion jenes Mannes, der da sprach: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute!“ Aber wenn nun am Abend sich bei mir statt Selbstbefriedigung die Selbstbeschämung einstellt, weil mein eigener Vorrath an Liebe so schnell verausgabt ist, wenn vor lauter Schuldigbleiben der Bankerott droht, was dann? Darum muß meine Einnahme von anderswoher kommen, von Oben, von Dem, der allein die Liebe ist. „Das ist die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat.“ „Lasset uns ihn lieben“ — das ist die Ausgabe; „denn Er hat uns zuerst geliebt — das ist die Einnahme. Das sind die Dogmen, der Glaube und das Evangelium von Christo, die unentbehrliche Einnahme. Hat Er mir zehntausend Pfund geschenkt in der Vergebung, so kann ich

hundert Gröschlein schenken und vergeben meinem Bruder. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch."

Ärztliche Consultation.

Im Eisenbahnwagen traf ich einmal mit zwei älteren Herren zusammen, die sich mit einander über die Beschwerden des Alters unterhielten. Der Eine hatte sich eine ziemlich trockene Philosophie zurecht gemacht, ungefähr mit dem Motto: Man muß das Leben nehmen, wie es ist; der Andre aber war tief unzufrieden mit seiner Lage und schloß seine Klage mit den Worten: „Es wäre das Beste für mich, zu sterben, ich bin nur mir selbst und Andern zur Last." Ich äußerte meinen leisen Zweifel an dem vollen Ernst dieses Wunsches und erzählte die Fabel von jenem lebensmüden Greise, welcher Holz gesammelt hatte, das Bündel verdrossen zur Erde warf und ausrief: Ach, wenn doch der Tod herkäme! Als aber der Knochenmann mit der Sense erschien und nach dem Begehr frug, rief rasch der Alte: Ich wollte dich nur bitten, mir das Bündel wieder auf die Schultern zu legen. So gehe es noch manchem Alten und Jungen, der mit dem Volkslied singe:

„Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf Ein Mal still."

Dagegen kennte ich einen Mann, der in seiner vollsten Kraft und in seinem gesegnetsten Wirken gesagt habe: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein."

„Ach, wer das könnte!" seufzte er. „Nun, Sie haben schon so viele Ärzte für Ihren Leib berathen," entgegnete ich, „haben Sie denn auch schon einmal mit einem Arzt für Ihre Seele gesprochen?"

Mich scharf fixirend sagte er: „Sie denken wohl, ich sollte Sie consultiren?“

„Nun,“ erwiederte ich, „wir Geistliche sollen wohl Seelenärzte sein, allein heutzutage sucht man zwar viele Ärzte für den Leib, dagegen das Kuriren der kranken Seele meint Jeder allein fertig zu bringen.“

„Nein,“ versetzte er, „ich habe mir immer gewünscht, einmal einen Geistlichen zu treffen, dem ich mich anvertrauen könnte.“

„Gut,“ sagte ich, „so erzählen Sie mir Ihre Lebensgeschichte.“ Da erzählte er denn, wie er aus kümmerlichen Verhältnissen sich emporgearbeitet, achtzehn Mal über den Ocean hin und hergefahren sei, sich ein großes Vermögen erworben und eine Villa um die andre gebaut habe. Nur so lange der Bau daure, habe er Freude daran; sei sie fertig, so verkaufe er sie, oft unter dem Baupreise, und fange eine neue an. Das Essen schmecke ihm nicht, schlafen könne er nicht, freudlos und friedlos sei sein Leben trotz seines enormen Reichthums. Darauf erzählte ich ihm in kurzen Zügen meine Lebensgeschichte, und wie mein Schifflein jetzt seit zwanzig Jahren vor Anker liege vor einem kleinen stillen Dorfe im Schwarzwalde. Kürzlich habe mein Großherzog in der Audienz gefragt, wie mir's ginge, da habe ich geantwortet: Königliche Hoheit, meine liebe Frau und ich pflegen zu sagen: Es ist auf der ganzen Welt nirgends so schön als in Isspringen. Als er darauf sagte: „Nun, es ist dort eine schöne Gegend,“ erwiederte ich: „die Gegend macht es nicht, sondern die Brille, die ein Mensch auf der Nase hat. Und wenn man die Brille der Liebe auf hat, so sieht Alles wunderschön aus.“ Da lachte der Fürst und gab mir Recht. —

Er hatte mit Interesse zugehört. Als ich geendet, sagte er: „Ich glaube, Sie könnten mich besser kuriren, als alle Doktoren.“

„Wohlan, so will ich einmal gleich mit einem Recept anfangen: Sie sind unzufrieden mit Ihrer Lage — werden Sie einmal recht unzufrieden mit Sich selbst; denn damit fängt der Weg zur wahren Zufriedenheit an. Ihre Krankheit ist der Egoismus, und davon müssen Sie kurirt werden. Wollen Sie aber mehr Arznei, so kommen Sie morgen zur Kirche, da werde ich Ihnen in der Predigt ein Recept verschreiben."

„Gut," sagte er, „ich werde kommen, aber ich will auch zu Ihnen nach Ispringen kommen. Giebt es dort ein Hotel, wo man wohnen kann?" „O ja," sagte ich, — „Hotel Frommel, da logirt man gut und billig!"

Richtig, des andern Tags saß er in der Kirche und hörte andächtig zu. Es war eine Osterpredigt, die ich zu halten hatte, worin ich sprach von dem traurigen Sabbath ohne lebendigen Christus, vom seligen Kirchgang im Morgenroth, von der Begegnung des Engels und vom Merken aufs Wort. Am andern Morgen kam er zu mir und sagte: „Nie ist mir eine Reise so kurz geworden, als diese. Es war Alles so gut, was Sie mir gesagt haben. Ich kann mir ja selbst nicht helfen. Ich habe Stunden gehabt, wo mich die Gedanken des Selbstmords plagten; ich habe meine Pistolen eingeschlossen und habe mich vor dem Rasiren gefürchtet. Aber ich fühle, es könnte mir noch geholfen werden, wenn Jemand mich führen wollte." Dann faßte er meine beiden Hände und rief: „Sie sind mir ein Engel Gottes geworden, der mir helfen soll." Anknüpfend an das Gespräch, womit wir begonnen, schloß ich mit den Worten: „Nun weiß ich, weshalb Gott Sie noch nicht hat sterben lassen, weil Er Sie noch retten will. Aber vergessen Sie das Wort nicht: den Aufrichtigen läßt Er's gelingen." Er kam auch noch einmal nach Ispringen und wohnte im Pfarrhaus, aber dann ist er fortgezogen und ich habe seine Spur verloren. Das gute Recept hatte er in

der Consultation empfangen; ob er es gebraucht, die Arznei genommen, die Diät gehalten hat und wirklich am Herzen genesen ist, das wird die Ewigkeit ausweisen.

Gespräch mit einer Primadonna.

Vom seligen Prälaten Kapff in Stuttgart wird die hübsche Geschichte erzählt, daß er einmal auf der Straße bei einem plötzlich ausbrechenden Regen eine Dame traf, welche keinen Schirm hatte. Sofort bot er ihr seinen Arm an, um sie nach Hause zu geleiten unter seinem Schirm. Rasch waren sie im interessantesten Gespräch über Kunst und Literatur, so daß Kapff fragte, wen er die Ehre habe zu begleiten. Erstaunt sagte die Dame: „Sie müssen wenig ins Theater gegangen sein, wenn Sie mich nicht kennen — ich bin die Primadonna N. N.“ Das Gespräch ging weiter, bis sie die Wohnung der Dame erreicht hatten. Als die Dame nun ihren Dank aussprach für die liebenswürdige Begleitung und geistvolle Unterhaltung und um den Namen ihres Begleiters bat, erwiederte Kapff mit Lächeln: „Sie müssen sehr wenig in die Kirche gegangen sein, wenn Sie mich nicht kennen — ich bin der Prälat Kapff.“ Die Dame soll denn auch nicht gesäumt haben, am nächsten Sonntag den berühmten Prediger zu hören.

Mir wurde eine Begegnung anderer Art zu Theil, die mich tiefe Blicke hinter die Coulissen thun ließ und zugleich Gelegenheit gab, da zu predigen, wo sonst das Wort der Kirche verhallt. Auf einer meiner Reisen traf ich mit einer Schauspielerin zusammen, welche die gefeierte Primadonna an einer großen Bühne war, schön und jugendlich, hoch aufgedonnert in ihrem Putz. Aber welch ein Jammer entrollte sich mir hinter diesem Flitter! Ihr Mann, welchen sie gegen den

Willen ihrer Eltern genommen, war von ihr fortgezogen, um an einer andern Bühne einen Platz anzunehmen; schutzlos blieb sie zurück. Nun lag er im Sterben und war von den Ärzten aufgegeben. Besuchen durfte sie ihn nicht, da ihr der Direktor keinen Urlaub gab — sie mußte spielen, singen, lachen auf der Bühne, während ihr das Herz blutete. Sie selbst war krank an Herzleiden, ihr Mann war herzlos gegen sie gewesen, da die Ehre und der Beifall sein Abgott war. Diejenigen, denen sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, stießen sie kalt zurück, ihr Contract lief mit dem Jahre ab und sie stand hilflos in der Welt. Sie sagte mir, nachdem sie diese ihre Lage geschildert: „Ich habe an den Selbstmord gedacht; denn wozu bin ich noch in der Welt?“ Ich sagte: Zum Seligwerden! „Soll ich katholisch werden? da sind doch die Kirchen offen, wo man beten kann, bei uns sind sie immer verschlossen.“ Lesen Sie in der Bibel, das ist ein besseres Heiligthum, als eine leere Kirche. — „Ich habe drei Bibeln zu Hause, aber ich finde keinen Trost darin. Ich habe zu Gott gebetet, aber Er hört mich nicht.“ — Er hört die jungen Raben, die ihn anrufen, und es fällt kein Haar von unserm Haupte, ohne des Vaters Willen. „Ich bin auf meiner Mutter Grab gegangen und habe gebetet und habe gelauscht, ob ich nicht ein Rauschen in den Zweigen als Antwort hörte, aber nichts, nichts!“ — Es giebt eine bessere Antwort, als das Rauschen der Zweige, Gott hat mit uns geredet in seinem Wort. — „Ich will Ihnen offen sagen: Ich glaube gar nichts.“ — Sie wollen nicht glauben, Sie wollen sehen. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Das ist der selige blinde Glaube aufs Wort. — „Ja, wenn ich glauben könnte!“ — So weit sind wir noch nicht. Eins können Sie gewiß wissen: nämlich daß Sie eine arme Sünderin sind, und der Ort, wo Sie es gewiß werden können, heißt: das Gewissen. — „Habe ich nicht tugendhaft und fehlerfrei gelebt?“ — Und das fragen Sie

noch? Ich an meinem Theile bin der Überzeugung, daß das menschliche Herz böse ist von Jugend auf. — „Aber kann ich dafür, daß ich lebe? Der Vogel draußen lebt auch und ist glücklicher als ich.“ — Und der Vogel draußen hat Gott nicht beleidigt und ist nicht voller Ansprüche. Ich bekenne Ihnen offen, daß, ob ich wohl seit Jahren in Gottes Wegen wandle, ich dennoch keinen Bissen Brot und keinen Trunk Wassers verdient zu haben glaube, sondern Gott giebt mir's ohne all mein Verdienst und Würdigkeit aus seiner lautern göttlichen Güte und Barmherzigkeit. — „O, ich bin sehr demüthig gegen alle Menschen und dankbar für jedes Wort der Anerkennung.“ — Und ich halte mich für sehr hoffährtig. — Darauf schaute sie mich lange an und schwieg. Endlich nahm ich das Wort und erzählte ihr von Gottes Erbarmung und Gnade, sagte ihr von Christi Vergebung und schloß mit dem Zeugnis: Es giebt eine Gewißheit, kraft deren man sprechen kann: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist doch du, Gott, meines Herzens Trost und mein Theil.“ Sie stand auf und küßte mir unter Thränen die Hand, ich aber war tief erschüttert über all den Jammer eines friedlosen Herzens, der unter so glänzender Hülle sich mir aufgethan, aber auch wunderbar bewegt über die Führung Gottes, der „Alles thut fein zu seiner Zeit“; der mich gerade zu dieser Stunde dieser umnachteten Seele begegnen ließ, daß ich Samen ausstreuen konnte, wo ich es am wenigsten dachte.

Wenn der Mensch zum Menschen redet.

„Ein gut Wort findet einen guten Ort.“

So sagt das deutsche Sprüchwort und hat seine Wahrheit. Aber freilich giebt's auch sehr verschiedene Weise zu

reden. Der Text wär' manchmal gar nicht so übel, aber die Melodie will sich nicht reimen oder es fehlt an Takt. Da redet der Eine tiefsinnig, der Andere hausbacken, der Eine fein, der Andere derb, wie einem Jeden der Schnabel gewachsen ist, und ist nicht eine Weise wie die andere, wie Claudius sagt: „wir Vögel singen nicht egal". Aber es ist nicht gleichgültig, was man sagt, und ist auch nicht egal, wie man's sagt. Wenn man einen Kuchen backt, so mögen die Stoffe und die Zuthat ganz vortrefflich sein; wenn er aber im Backen „vergräth", so ist's eben doch schad' um den Kuchen, wenn ihn die Hühner fressen sollen. Item, Salomo sagt: „Ein rechtes Wort zu rechter Zeit, das ist wie goldene Äpfel in silbernen Schalen." Ich habe Manchen bewundert um die Gabe, die „Wahrheit in Liebe" zu sagen, z. B. jenen ehrwürdigen Küster in einer großen deutschen Stadt, welcher ganze Geschlechter von Theologen an sich vorüberziehen sah und in der Sakristei ebensowohl dem Professor der Theologie als dem Kandidaten den Talar umlegte. Wenn dann die Herren von der Kanzel herabstiegen, fühlte er sich gedrungen, ihnen auch sein Urtheil über die gehaltene Predigt nicht zu verbergen. Im Laufe der Jahre hatte er sich denn dreierlei Noten oder Censuren angeeignet. War die Predigt vortrefflich, so sprach er: „ich habe mich sehr erbaut"; war sie mittelmäßig, so lautete der Gruß: „Gott hat geholfen"; war sie aber gering nach seiner unmaßgeblichen Meinung, so pflegte er zu sagen: „es war ein schwerer Text". Das war doch zart und fromm. Etwas derber verfuhr jener alte schwäbische Stundenhalter, in dessen Versammlung ein Neubekehrter anfing, auch seine Weisheit auszukramen in unpassender Weise. Als der junge Bruder jenen Alten bat, ihm sein Urtheil über ihn zu sagen, sagte er: „Lieber Bruder, du hast eine rechte Gnad' von Gott empfangen" — schon leuchteten dessen Augen, und er unterbrach ihn: „So, das meinst du also

auch?" „Ja," fuhr Jener fort, „du hast eine rechte Gnad' von Gott empfangen, nämlich, du bist ein Rindvieh und weißt es nicht." Das war immerhin „Wahrheit in Liebe"; denn wenn die Hände auch Esau's Hände sind, so ist die Stimme doch Jakob's Stimme.

Ein ähnliches gutes Wort, das einen guten Ort fand, möcht' ich hier erzählen zu Nutz und Frommen mancher Leser. Es war im Jahr 1848, als eben die Revolution in Baden ihr letztes Lied gesungen hatte. Da stand ein junger Lehramtspraktikant angeklagt vor dem Amtmann wegen aufrührerischer Reden, die er gehalten. Der Amtmann schritt zur Aufnahme des Protokolls. „Sie haben Volksreden gehalten," fing der Untersuchungsrichter mit gestrenger Miene an. „Ja wohl, Herr Amtmann." — „Sie wissen, daß das verboten ist?" — „Ich habe nach meiner Überzeugung gehandelt," erwiederte begeistert der Praktikant, „nichts geht mir über das Wohl des Volkes und die Freiheit des Vaterlandes. So lange ein Athem in meiner Brust ist, werde ich mein Leben an die Befreiung vom Sklavenjoche setzen." — Kühl fuhr der Amtmann fort: „Sie werden Ihre Strafe dafür erhalten." Aber indem er mit theilnehmenden Augen den blühenden begeisterten jungen Mann betrachtete, hielt er inne und fragte mit veränderter weicher Stimme: „Würden Sie mir wohl erlauben, daß, ehe ich die Verhandlung abschließe, ich zu Ihnen als Mensch zum Menschen rede?" „Gewiß, Herr Amtmann, das wird mir nur eine Freude sein," erwiederte ganz verwundert unser Volksfreund und Beamtenhasser. „Aber Sie verstehen", wiederholte der Amtmann, „ich rede dann nicht als Beamter zu Ihnen. Sie denken sich Amtsrock und Amtsstube ganz hinweg, und ich darf reden wie ein treuer Freund von Herzen zu Herzen?" — „Ach, ich hätte gar nicht geahnt, daß wir solch einen humanen Beamten hätten," sagte unter steigender Verwunderung der Angeklagte. „Also wirklich

ganz als Mensch zum Menschen?“ — „Ich bitte wirklich darum.“ —

Auf diese Worte schritt der Amtmann auf den Praktikanten zu, packte ihn am Ohrläppchen und fuhr ihn mit donnernder Stimme an: „Du Lumpenmännle, du willsch Volksreden halten und bisch noch nicht trocken hinter den Ohren, du armseliger Wicht, du faselsch von Volkswohl und Freiheit und bisch selber nix als ein verdorbener Schwätzer, kannsch auf Fürsten und Beamte schimpfen und kannsch doch selber nix und bisch nix und thuscht nix. Laß dir sagen: geh heim und setz dich auf die Schulbank und lern’ erst einmal was Rechtes und werd’ erst einmal was Rechtes und dann sieh zu, wie du ein Volksbeglücker wirsch.“

Sprach’s und schwieg. Nach einer tiefen Pause sagte er leise: „Ich habe nun als Mensch zum Menschen gesprochen, als Amtmann muß ich Ihnen eine Strafe dictiren: Sie haben vierundzwanzig Stunden Arrest.“ Schweigend verließ der Volksredner das Gerichtszimmer und hatte in seiner Zelle Zeit zum Nachdenken über die Worte des Amtmanns.

Zwölf Jahre später reiste der Amtmann, der unterdessen zum Regierungsrath avancirt war, in eine Stadt des Landes, um eine Revision des Gerichts vorzunehmen. Er wohnte im ersten Hotel, und sein Name stand in den Zeitungen. Da klopft es an einem Abend an seiner Thür, und es meldet sich ein Professor N. N. am Gymnasium der Stadt. „Habe nicht die Ehre, Sie zu kennen“ — „Das glaub’ ich wohl,“ unterbrach ihn der Professor, „um so mehr habe ich die Ehre, Sie zu kennen. Denn Sie sind der Mann, den ich als meinen größten Wohlthäter begrüße, weil Sie einst als Mensch zum Menschen mit mir geredet. Als ich von Ihrer Thür ging, habe ich den ganzen Schwindel von Volkswohl und Volksfreiheit an den Nagel gehängt, bin Ihrem Rathe gefolgt, habe was Tüchtiges gelernt und bin nun als Professor in dieser

Stadt angestellt und lade Sie ein, mein häusliches Glück zu sehen. Als ich Ihren Namen las, da trieb mich's zu Ihnen, um Ihnen das Glück meines Lebens von Herzen zu danken." Den Abend saßen die Beiden bis spät und redeten so recht als Mensch zum Menschen.

So hat ein gutes Wort einen guten Ort gefunden, und das treugemeinte Zeugnis, das auch „Wahrheit in Liebe" war, trotz der drolligen Gestalt, hat reiche Frucht getragen. Möchten wir es fröhlicher üben und kühner wagen, als Mensch zum Menschen zu reden, aber auch das Andere, was vielleicht noch schwerer ist, lernen: als Mensch vom Menschen die Wahrheit zu hören. Den Amtmann und den Professor hat's nicht gereut.

Ein Pilgrim Gottes.

Einst kam ich auf meinen Wanderungen in meiner weit zerstreuten Gemeinde durch ein Dorf und ging an einem Bauersmann vorüber, der im Thore seines Hofes stand und mich freundlich grüßte, obwohl wir uns nie gesehen. Es war ein Greis mit silberweißen Haaren, der mich mit seinem hellen Auge anblickte und, obgleich es tiefer Winter war, fragte: „Meinen Sie nicht, daß der Feigenbaum ausschlägt und der Frühling vor der Thür ist?" Ich hielt stille ob der seltsamen Frage, aber rasch entschlossen schaute ich ihm tief ins Auge und sagte freudig: „Gewiß! so hebet die Häupter in die Höhe, darum, daß sich eure Erlösung nahet." Mit verständnisinnigem Lächeln fuhr er fort: „Um Vergebung, wo sind Sie her?" „O," sagte ich, „ich frage die Leute nicht, wo sie her sind, sondern wo sie hin wollen. Wo wollt Ihr hin?" Mit einem verklärten Blick im Angesicht rief er aus: „Ins himmlische Jerusalem!"

Da reichte ich ihm die Hand und schloß: „Nun, da sind wir auf gleichem Wege, nur daß Ihr mit Euren Silberhaaren mir ein gut Stück voraus seid. Aber über ein Kleines wollen wir uns grüßen in den Thoren Zions.“ — Ich mußte weiter eilen, aber der tiefe Eindruck eines Pilgrims Gottes ist mir geblieben, und eine Ahnung durchdrang mich von der verborgenen „Gemeinschaft der Heiligen“.

Reisegedanken und Gedankenreisen.

Wer nicht Andern zur Freude wird, der wird sich selber zur Last.

Wo deine Gabe liegt, da liegt deine Aufgabe. Wo deine Gabe liegt, da liegt aber auch deine Gefahr.

Unterwegs hörte ich einen schönen englischen Vers:

I slept and dreamt, that life was beauty,
I woke and found, that life was duty.

Ich schlief und träumte: Leben sei heiter und licht,
Ich erwachte und fand, daß Leben sei ernste Pflicht.

Immer fidel! fidelis aber heißt gläubig, fidelis heißt treu, fidel heißt fröhlich — „als die Traurigen und doch allezeit „fröhlich“, darum auch kreuzfidel!

Im Frühjahr sah ich, wie die Eichen ihre welken Blätter noch tragen — die Stürme des Winters hatten nicht vermocht, sie abzustreifen; erst wenn der Frühling den frischen Saft im Baume treibt, stößt die schwellende Knospe das alte

welke Blatt hinweg. Das ward mir zum Gleichnis: Nicht der Wintersturm des Gesetzes kann die welken Blätter unsrer alten Natur von außen her vertreiben, nur der Frühling der Gnade im Evangelium weckt den inneren knospenden, schwellenden Trieb, welcher die alten Blätter abstößt und Blüthen und Früchte des Geistes bringt.

Gott vergißt unsrer Sünden um Christi willen, sobald wir an ihn glauben; aber wir gedenken allezeit unsrer Sünden als solcher, die Er uns vergeben hat. — Gott wird am jüngsten Gericht unsrer Werke gedenken um Christi willen, soweit sie in Gott gethan waren; aber wir vergessen unsrer Werke als solcher, die wir gethan hätten, da die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut.

Die Ströme wenden sich nie gegen ihre Quellen. Dies bleibt wahr gegen alles falsche, gewaltsame Zurückschraubenwollen der Zeitentwickelung, gegen die Sehnsucht nach der sogenannten guten alten Zeit, gegen falsche Restauration und Repristination. Aber Ströme entstehen nicht durch Eine Quelle allein, sondern aus Zuflüssen vieler Quellen, durch welche sie stetig in ihrem Lauf beeinflußt und in ihrer Art verändert werden. Reformatorisches Streben ist nie blos Ufercorrection und Deichbau, sondern Zufuhr echten, guten, starken, strömenden Quellwassers in die Versumpfung und Stagnation.

Es ist ein durchwaltendes Lebensgesetz, daß die Erziehung eines Menschen mehr oder weniger nach dem Bilde und der Persönlichkeit dessen sich gestaltet, der sein Erzieher ist. „Adam zeugte einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich war“ (1. Mos. 5, 3), denn Erziehen ist ein geistiges Zeugen. „Der Jünger

ist nicht über seinen Meister", und Hirten sollen nach Petri Wort „Vorbilder", Typen (τύποι) der Herde sein. Die Thatsache dieses Lebensgesetzes giebt das Sprichwort wieder: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen." Darum übt es fast immer einen entscheidenden Einfluß aus, in wessen erziehende Hände ein Menschenkind gegeben wird.

Ich habe oft auf der Reise gesehen, daß, wenn Jemand irgendwo anstieß, z. B. an einer Thüre, er immer hinterher einen Blick nach der Stelle warf, an welcher er sich den Kopf angestoßen. Es ist nicht anders, wenn man sich den Kopf an Personen anstößt — es ist die tief wurzelnde Neigung im Menschen, Andere für die eigne Schuld verantwortlich zu machen.

Leben, Lieben, Loben, Laben — das ist der Christen Tagewerk aus dem Glauben.

In der Harmonie liegt das Geheimnis der Kräfte.

Es giebt dreierlei Verwandtschaft auf Erden: die leibliche Blutsverwandtschaft, welche als die gottgeordnete Stätte der Liebesgemeinschaft ihren eigenthümlichen Charakter trägt. Denn in der Familie soll der Mensch früh lernen, mit Andern, für Andere zu leben; sie ist eine wahre Hochschule zum Brechen des Egoismus und der eigenwilligen Vereinzelung. Ferner die Freundschaft, welche auf der Verwandtschaft der geistigen Anlagen, des Gemüths, des inneren Verständnisses, im weiteren Sinn auf der Lebensführung und Berufsstellung, auf dem Geben und Nehmen unter einander beruht; endlich die geistliche Verwandtschaft mit denen, die in Christo

sind, in welche wir durch die Wiedergeburt versetzt werden. Keine dieser drei Verwandtschaften schließt die beiden übrigen ein, weshalb man sie nicht verwechseln noch vermischen soll, wie die meisten Sekten thun; aber sie schließen sich auch nicht aus, und wo sie alle drei zusammenkommen, wie in einer harmonischen christlichen Ehe oder unter Geschwistern, die im Glauben eins sind, da ist ein Vorhof des Himmels, worin man singt:

„Heilig, selig
Ist die Freundschaft
Und Gemeinschaft,
Die wir haben
Und darinnen uns erlaben.“

Jeder sieht mit seinem Auge, Jeder hört mit seinem Ohr, Jeder drückt sich aus in seiner Sprache. Wie sehr ist hiedurch die Auffassung einer Persönlichkeit, die Beschreibung einer Lebensgeschichte, die Darstellung eines geschichtlichen Vorgangs bedingt, beschränkt, gefärbt! Es giebt Menschen, welche einen „Storchenschnabel“ in ihrem Auge haben: sie sehen alles Große klein. Andere haben ein Vergrößerungsglas in ihrem Auge: sie sehen alles Kleine groß. Wie unentbehrlich ist uns doch das Wort Gottes mit seinem Maßstabe des Heiligthums.

Einer für Alle und darum Alle für Einen. Aber nicht Alles für Alle, sondern Jedem das Seine.

Als mein seliger Vater um die Wende des Jahrhunderts zur Schule ging, waren er und sein Bruder die einzigen Knaben, welche keine Zöpfe trugen, weil der Großvater auf einer Reise in England gesehen hatte, wie dort die Knaben kurz geschorenes Haar trugen. Die armen Jungens wurden nun

von der ganzen Schule ausgelacht und gehänselt, bloß darum, weil die Andern alle Zöpfe hatten! Ist's nicht heutzutage noch ebenso? Hat Einer den Muth, einen Zopf abzuschneiden, so kann er sicher darauf rechnen, daß er von der ganzen zopftragenden Gesellschaft ausgelacht wird.

„Alles ist euer“ — das ist die Peripherie; „Ihr aber seid Christi“ — das ist der Radius; „Christus aber ist Gottes“ — das ist das Centrum. Halleluja.

Die Worte passio und patientia (Leiden und Geduld) haben Eine Wurzel und — Eine Krone.

Nur der kann Gott recht loben, der sich selber schilt.

Die hohen Bäume schüttelt der Sturm am meisten, und die Bergspitzen sind am meisten von Wolken und Nebel umlagert, aber auch der Sonnenaufgang berührt die Gipfel der Alpen zuerst, und ihre Schneehäupter erglühen längst im Schimmer der Morgenröthe, während das Thal drunten in Nacht und Nebel noch liegt. So werden die Vormänner im Reiche Gottes von dämonischen Mächten umstürmt, wovon die Pilger im Thale keine Ahnung haben, aber auch das Geheimnis Gottes macht ihre Seelen erglühen auf stiller Höhe mit einer Pracht und Majestät, wie sie die Tagessonne des Thales nicht kennt, und das Morgenroth der Ewigkeit küßt ihre Stirne lange zuvor, ehe sie mit glänzendem Angesicht an ihre Tagesarbeit gehen.

Die Speisopfer im alten Bunde mußten mit Salz und Feuer bereitet werden, aber ohne Zuthat von Honig und

Sauerteig. Unsere Predigt vor dem Volk ist das Speisopfer im Heiligthum, aber zubereitet muß es werden in der Stille des Kämmerleins. Das Opfer selbst ist der ganze Christus, den wir zu predigen haben, aber ohne Sauerteig der falschen Lehre und ohne den Honig der Menschengefälligkeit, dagegen mit dem Salz der Buße und mit dem Feuer der Liebe zu den Seelen. Nur dann wird unser Opfer taugen vor dem Herrn.

Die leibliche Bewegung ist nöthig zur leiblichen Gesundheit; geistige Arbeit ist nöthig zur Frische des Geistes; geistlicher Kampf mit der Sünde, Welt und Satan ist nöthig zur geistlichen Gesundheit.

Auf einer Reise in Oberitalien traf ich zur gleichen Stunde mit zwei verschiedenen Parthieen in einem Gasthofe ein. Die eine war eine reiche englische Familie, die andere ein deutscher Handwerksbursche. Die englische Familie bekam ihr Logis in der belle étage mit Teppichen und seidenen Betten, ich im vierten Stock, der Handwerksbursche auf der Streu. Den Engländern wurden auf Silber servirt allerlei köstliche Gerichte, ich bekam mein einfaches Abendbrot, und der Handwerksbursche ging vor dem Hause auf und ab, zog eine saftige Knackwurst und Brot aus der Tasche und verzehrte Beides mit sichtlichem Behagen. Am andern Morgen wurde bezahlt: die Engländer zahlten in Gold, ich in Silber, der Handwerksbursche in Kupfer. Als ich das sah, fragte ich bei mir selbst: Wem von uns Dreien hat es nun wohl am besten geschmeckt? Offenbar dem Handwerksburschen; denn er hat den besten Appetit gehabt. Und wer von uns hat wohl am besten geschlafen? Offenbar der Handwerksbursche; denn er ist am müdesten gewesen. So hat er mit seinem Kupfer doch schließlich mehr gehabt, als wir Andern mit unserem

Silber und Gold. So giebt es eine verborgene Ausgleichung der Unterschiede, vorausgesetzt, daß das Eine Unentbehrliche vorhanden ist: ein zufriedenes Gemüth, jener Gleichmuth Pauli: „Ich kann hungern und satt sein, ich kann Mangel leiden und Überfluß haben", und jene Ausgleichung bei Jakobus: „Ein Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe, und der da reich ist, rühme sich seiner Niedrigkeit." (1, 9 u. 10.)

Der Deutsche hat einen merkwürdigen Respekt vor allgemeinen Begriffen und vor abstrakten Namen: z. B. der Staat, die Kirche, die Behörde, die Kasse, die Aktiengesellschaft, die öffentliche Meinung, die „sittliche Weltordnung", das Comité!

Als im Jahre 1848 ein Major den Auftrag erhielt, das Frankfurter Rumpfparlament aufzulösen, und den Herren befahl, auseinander zu gehen, rief ihm der Abgeordnete Löwe—Kalbe mit großem Pathos zu: „Wir werden nur der Gewalt weichen!" Der Major ritt an ihn heran und sagte ihm ins Ohr: „Sie Rindvieh, ich bin ja die Gewalt!" — Als die deutschen Bischöfe auf dem Vatikanischen Concil sich gegen den unfehlbaren Papst auf die Tradition — auch ein abstractum — beriefen, da erwiederte ihnen Pio nono: „Ma, la tradizione — son Io." (Aber, meine Herren, die Tradition bin ich!)

Es ist doch tief beschämend und ein Beweis für die ansteckende Macht der Sünde und des bösen Beispiels, daß, je mehr Menschen zusammenwohnen, desto schlechter wird die sittliche Luft, am schlimmsten in den Großstädten. Es liegt das nicht in der Gemeinschaft an sich selbst, als ob die Absonderung und Vereinzelung das Heilmittel dagegen wäre, sondern im Gegentheil es liegt darin, daß sich der Einzelne nicht mehr als Glied der Gemeinschaft fühlt, als Glied des

Hauses, als Glied der Stadt, als Glied der Kirchengemeinde. Dadurch stirbt der Gemeinsinn, das Achthaben auf einander, das Rücksichtnehmen auf gute Sitte. Im Gegensatz dazu findet sich in abgeschiedenen Landgemeinden oft ein ziemlich großes Kapital von noch vorhandener Zucht; und selbst der von den Großstädtern so viel verlachte Kleinstädter und Spießbürger (wohl zu unterscheiden von den modernen Bierphilistern) vertrat verhältnismäßig immer noch einen ansehnlichen Rest deutscher guter Sitte und Sittlichkeit.

Als ich die Straßen der Stadt Genf durchwanderte, fand ich eine mit dem Namen: rue d'enfer (Weg zur Hölle). Ich fragte einen vorübergehenden zwölfjährigen Knaben, ob es auch eine Straße gebe mit dem Namen: Weg zum Himmel? Mais voilà une église! rief der schlagfertige Junge, indem er auf die nahe Kirche wies. Ich aber gedachte des Sprichwortes, das hier gleichsam plastisch vor meinen Augen stand: „Der Weg zur Hölle läuft neben der Kirche vorbei."

In Celle steht das Standbild seines großen Mitbürgers Thaer, des Mannes, der für die Landwirthschaft so Großes wirkte. Die Statue deutet mit der Hand nach der Erde, als wollte der Meister sagen: Beutet doch nur aus, was zu euren Füßen liegt — die Erde mit ihren verborgenen Schätzen und geheimnisvollen Kräften, so werdet ihr darin finden, was ihr zu des Lebens Unterhalt bedürft. — In Celle's Stadtkirche liegt das Grab seines großen Generalsuperintendenten Johann Arndt. Kein Stein, kein Standbild schmückt die Stätte, aber das Denkmal hat er sich selbst gesetzt in seinem Buche „vom wahren Christenthum". Darinnen deutet er mit erhobener Hand zum Himmel und ruft: „Trachtet nach dem, was droben ist, da Christus ist; denn unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott."

Die Thatsachen der Geschichte, der heiligen Geschichte wie der Weltgeschichte, gleichen den Consonanten der hebräischen Sprache, denen die Vokale untergelegt werden und welche einen verschiedenen Sinn geben, je nachdem sie so oder anders vokalisirt werden. Darum geht es nicht an, aus den bloßen sogenannten „Thatsachen der evangelischen Geschichte“, deren Summe dann etwa das apostolische Symbolum darstellen sollte, das Gesammtbekenntnis für die Christenheit aufzustellen, wie Etliche wollen; denn es kommt darauf an, was diese Thatsachen für uns, für den Glauben sind. Es ist nicht anders auf dem Gebiete der Weltgeschichte, weshalb es durchaus unmöglich ist, einen confessionslosen Geschichtsunterricht ertheilen zu wollen. Denn Jeder liest die Consonanten der Weltgeschichte mit seinen eigenen Vokalen, sei es der Protestant oder Katholik, sei es Jude, Muselmann oder der Atheist. Das kommt aber daher, weil der Aberglaube und der Unglaube nicht nur eine Negation des Glaubens ist, sondern immer zugleich auch eine Position enthält, nämlich die Op—position gegen den Glauben.

Wenn alles Leid der Erde, das mit Christo, in seiner Nachfolge und in Christi Sinn getragen wird, in weiterer Bedeutung „Kreuz“ heißen darf, so ist auch die drückende Last der Berufsarbeit ein von Gott beschiedenes Kreuz, von welchem der Herr sagt: „Wer mein Jünger sein will, der nehme sein Kreuz auf sich.“ Nicht dürfen wir es am Boden hinter uns her zerren, nicht Anderen davon aufladen, sondern wir sollen mit Geistesaugen seine eigenthümliche Gestalt unterscheiden, wir sollen es gerade als unser Kreuz erkennen und den springenden charakteristischen Punkt finden, worin es mit Christi heiligem Kreuz verwandt ist. „Er nehme es auf sich“ — sagt der Herr; also er fasse es mit fester, ent-

schlossener Hand und trage es, nicht mit Murren, sondern mit dem edlen Anstand eines Jüngers Christi. Es soll eine holländische Bibelübersetzung geben, worin Offenb. 21, 8: „draußen sind die Verzagten" wiedergegeben sein soll mit der Umschreibung: „de Klagers over hünnen (ihren) Stand." Das ist zwar etwas kühn, aber sehr eindringlich übersetzt. Denn „die Verzagten" sind das Gegentheil von „Überwindern". (v. 7.) Überwinder aber klagen nicht, sondern rufen — auch unter dem Kreuz ihres Standes und Berufes: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat."

Der kürzeste Name Gottes heißt: Christus, sein längster: die ganze Bibel.

Buße ist ein In-Sich-Gehen; Glaube ist ein Außer-Sich-Werden über Christum und in Christum hinein.

Ein gutes Gespräch ist wie eine schöne Sonate. Aber es gehört viel dazu, wenn beide gut sein sollen: es gilt zuerst die gesprungenen Saiten aufzuziehen; dann richtiger Anschlag, seelenvolles Thema, entsprechende Tonart, ob Dur oder Moll, nicht zu vergessen: Takt, Takt! und nicht zu viele Pausen, endlich aber und vor Allem muß das Herz dabei sein.

„Der Baß ist mein, ich kann darauf spielen und greifen wann und wo ich will," sagte jener Musikus, als der Dirigent ihn wegen seines Fehlgreifens zurechtsetzte, — wahrlich eine Rede, wie man sie von Querköpfen in Freistaaten und Freikirchen, in freien Vereinen und auf freien Conferenzen genugsam zu hören bekommt!

Wir sollen lernen: in Andern den Christus lieben, den Adam tragen und den Antichristen hassen, wo wir ihn finden.

Aus dem Leben für das Leben.

Die Begebenheiten.

Im Oldenburgischen nennen die Leute die Taufen, Trauungen und Begräbnisse kurzweg mit dem zusammenfassenden Namen: „Die Begebenheiten“. Das ist eine schöne Sitte; denn allerdings bezeichnen diese drei Stücke Anfang, Mitte und Ende eines Menschenlebens und Christenlebens, wobei es allemal heißt: „es begab sich“. Sie bezeichnen aber auch die Marksteine, an welchen die Kirche dem Menschen begegnet und ihn auf seinem Pilgergang begleitet. Sie tritt an die Wiege und weiht das Leben zu einem Bunde mit Gott, den Übergang von der Kindheit zum Jünglingsalter waffnet sie durch die Confirmation, den Bund zweier Herzen zum gemeinsamen Gang durch's Leben segnet sie durch die Trauung und hebt so das bloß menschliche Liebesverhältnis hinauf und hinein in den festen Bund einer göttlichen Ordnung. Auf dem Sterbebett tröstet sie mit der letzten Communion und am Grabe predigt sie von der Auferstehung und vom ewigen Leben. Ihre Predigt des Worts und ihre Spendung des Abendmahls sind das Pilgermanna, mit welchem sie das ganze Leben des Christen heiligt und stärkt. So sind die „Begebenheiten“ Höhepunkte und Marksteine des Menschenlebens und eines Handelns der Kirche, von dem es auch in der oberen Welt heißt: „es begab sich“. Denn bei der Taufe wird der Name nicht blos in das Kirchenbuch eingetragen, sondern auch ins Buch des Lebens

geschrieben, und nur durch Unbußfertigkeit und Unglaube soll er wieder ausgetilgt werden. „Ehen werden im Himmel geschlossen", sagt schon der Volksmund und spricht damit aus, daß die Kirche zum irdischen Bunde den himmlischen Segen giebt, wenn nur die Eheleute nicht selbst ihre Ehe zur Hölle machen; endlich vom Tode des Lazarus heißt es: „es begab sich, daß der Arme starb" und die Engel empfangen Kunde von dieser Begebenheit; denn sie tragen seine Seele in Abraham's Schoß. So bezeichnen jene „Begebenheiten" zugleich Ereignisse in der unsichtbaren Welt, und die kirchlichen Handlungen stehen im Leben des Menschen da als die Träger eines himmlischen Segens für den Pilgerlauf auf Erden.

Was meinest du, will aus dem Kindlein werden?*)

Luk. 1, 66.

Tauftag ist ein rechter Danktag für ein Christenhaus. Denn da fällt der Blick rückwärts auf Alles, was der Herr bisher gethan hat, wie Er hindurch getragen hat durch die Stunden der Gefahr, wie Er das Leben der Mutter behütet und das Leben des Kindes geschenkt hat. Dann hebt sich der Blick aufwärts auf Alles, was der Herr heute in der Taufe thut an dem Kinde, da Gott ihm den Himmel öffnet und es zu seinem Kinde macht. Endlich aber geht der Blick vorwärts in die Zukunft des Kindes, eine Zukunft, die hinüberreichen soll bis in die Ewigkeit, und über welcher die Verheißung von alle dem glänzt, was Gott in Zeit und Ewigkeit an dem Kinde thun will nach dem Reichthum seiner Liebe. — Es ist einmal Jemand, der selbst viel Glück erfahren hatte im Leben, gefragt worden, welches denn sein glücklichster Tag

*) Aus einer Taufrede bei der Taufe eines Sohnes des Grafen Zech-Burkersroda.

im ganzen Leben gewesen sei. Da antwortete er: kein anderer, als der auch euer glückseligster Tag war, nämlich mein Tauftag. — Geliebte in dem Herrn, wer solchen Glaubensblick in seinem Herzen trägt, dem ist der Tauftag dieses Kindes ein Tag des Dankens und Lobens. Um euch aber, die ihr hier versammelt seid, zu solchem Lobpreis Gottes zu ermuntern, laßt uns jetzt sinnend verweilen an dem verlesenen Spruch.

Es ist eine Jahrtausend alte Frage, die unser Text erzählt, dort gesprochen auf dem Gebirge Juda, im Hause Zacharias' und Elisabeth's, bei der Geburt Johannes des Täufers, aber eine Frage, die in gewissem Sinne an jeder Wiege sich erhebt. Denn, wenn das Vater- und Mutterauge liebend auf dem Kinde ruht, wenn es in das süße Geheimnis eines hellen Kindesauges blickt, da steigen die kommenden Tage vor dem ahnungsvollen Gemüthe der Eltern auf, da tritt die Zukunft des Jünglings und des Mannes vor ihre Seele, und die alte Frage taucht immer wieder neu empor: „Was meinest du, will aus dem Kindlein werden?"

Wie verschieden sind doch die Antworten, die meist unausgesprochen tief drinnen gegeben werden. Was versprechen sich oft Eltern von den Kindern und für die Kinder! Ja, es könnten wohl die stillen verborgenen Antworten zum Spiegel der Selbsterkenntnis werden: denn was man selbst am meisten wünscht und hochhält, das wünscht man seinen Kindern. Mögen viele Eltern hoch hinauswollen mit ihren Kindern, so laßt mich einen kühnen Griff thun und sagen: Wohlan, Gott will jedenfalls aufs Höchste hinaus mit dem Kinde; denn Er will mit ihm hinauf, hinauf vor seinen Thron ins ewige Leben.

„Was meinest du, will aus dem Kindlein werden?" O, Geliebte in dem Herrn, es soll ein Kind Gottes daraus werden in der heiligen Taufe. Denn Gott will den Bund der Gnade mit ihm machen, Er will ihm

zusagen, daß Er, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, auch ihm Vater sein will in Zeit und Ewigkeit. Eben das ist ja die Freude des Tauftages, daß wir im Glauben Gott handeln sehen mit dem Kinde, das Er zu seinem Kinde erklärt. Eben darum nennen wir die Taufe ein Sakrament oder Geheimnis, weil sie mehr ist als bloß eine kirchliche Ceremonie oder bloßes Menschenthun, sondern Gott handelt hier durch sein Wort. Und ob die menschliche Vernunft spräche: unser Auge sieht doch nichts als drei Hände voll Wasser, man kann es dem Kinde doch nicht ansehen, noch kann es das Kind selbst verstehen, was hier vorgehet, so sagen wir: man kann es dem Kinde auch nicht ansehen, daß es ein Grafenkind ist, noch weiß es das Kindlein selbst; dennoch ist es ein solches, weil es seines Vaters Kind ist. Nun aber wissen wir als Christen, freilich nicht aus unserer Vernunft, wohl aber aus Gottes Wort, daß die Taufe ein Bad der Wiedergeburt ist, dadurch uns Gott zu Kindern annimmt. Christen aber sollen göttliches Thun aus dem göttlichen Wort erkennen, nicht aus unserer Vernunft! Wenn dort bei Johannes, dem Täufer, auf jene Frage der Vater Zacharias herausbricht in seinen Lobgesang Vers 76: „Und du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen, du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest," so weissagt er freilich den ganzen Lebensgang seines Kindes. Nicht als Prophet, wie dort Zacharias, wohl aber als ein Zeuge Gottes laßt mich bekennen vor euren Ohren: „Und du, Kindlein, sollst nicht ein Knecht des Höchsten, wohl aber, was mehr sagen will, ein Kind deines Gottes werden und vor ihm hergehen." Und das ist das Größeste, was man von einem Kinde sagen kann. Denn damit ist zugleich die tiefste Bedeutung seines ganzen Lebens, seiner Entwickelung, seines Werdens ausgesprochen. Will man's aufs Kürzeste zusammen fassen, so kann man sagen: Ein Christ wird,

was er eigentlich von Gottes Gnaden ist. Daher ist Beides wahr: er ist gerecht und er wird gerecht, er ist selig und er wird selig, er ist ein Kind und Erbe Gottes und er wird ein Kind und Erbe Gottes. Höher können wir es Alle nicht bringen, als daß an uns und in uns zur Vollendung komme, was in unserer Taufe ursprünglich von Gott gegeben und gesetzt ist. Nicht, als ob damit vergessen werden sollte, was ein Mensch in diesem irdischen Leben werden, wirken und leisten soll. O nein, es sollen die reichen Gaben und Kräfte, die in einem Menschenkinde schlummern, zu vielseitiger Entwicklung gebracht werden, es soll hierauf das Auge der Eltern bei der Ausbildung und Erziehung gerichtet sein, es sollen die Bande des Familienlebens, die Keime der kindlichen Liebe zur vollen Entfaltung gebracht und dem Kinde, wenn es zum Manne heranwächst, ein möglichst reiches Wirken ermöglicht werden. Ist doch solche Erziehung ein Kapital, dessen Zinsen den Eltern im Alter reichlich einkommen, wenn sie durch die Liebe ihrer Kinder froh und durch ihr Wirken mit geehrt einen lieblichen Feierabend genießen. Aber all dieses Werden des Kindes in seinem irdischen Beruf liegt denn doch nicht außerhalb, sondern geradezu innerhalb seines himmlischen Berufs, der heute an dasselbe ergeht, falls er nur recht verstanden wird. Ist denn das wahre Christenthum nicht die Sonne, die die schönsten Blüthen wahrer Bildung hervorruft und die Blumen der Liebe weckt und zum reichsten Wirken Kraft und Antrieb schenkt?

„Was meinest du, will aus dem Kindlein werden?“ „Sehet, welch’ eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen.“ Ein Kind Gottes soll es werden heute in der Taufe, werden in seinem ganzen Leben, werden einst im seligen Sterben. Heimkommen ins Vaterhaus, da die vielen Wohnungen sind, hinaufkommen zum Throne Gottes, hineinkommen ins ewige Leben — das

bleibt doch die höchste Bestimmung des Menschen, das tiefste Werden des Kindes.

Wer diese Antwort auf diese Frage kennt, wer mit solchem Blick auf die heilige Taufe schaut, der wird loben und danken, daß Gott einen Weg gemacht hat auch für die Kinder ins Himmelsreich, daß Gott schon an die Wiege des Kindes in seiner Taufe so klar die höchste Gabe und Aufgabe gestellt. Wer so sein Kind ansieht, der wird in aller noch so sorgfältigen Erziehung diesen letzten Endzweck im Auge behalten und wird am Tauftage seinem Gotte das Gelübde thun: ich will mein Kind zu einem Christen erziehen, ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen, ja der wird sich von seinem Gotte erbitten, wie ihr, geliebter Vater, jetzt mit euerem Kinde zu diesem Taufstein tretet, so einst mit seinen Kindern vor Gottes Thron zu knieen und zu stammeln: Siehe, ich und die Kinder, die du mir gegeben hast. Amen.

Ein Trauexamen.

In meiner ersten Gemeinde in der Niederlausitz bestand die Sitte, daß die Brautleute in der Zeit des Aufgebots zum Pfarrer kommen mußten zum sogenannten Trauexamen, um überhört zu werden, ob sie ihren Katechismus noch wußten. Dies war eine vortreffliche Einrichtung; denn nicht nur gab dies Gelegenheit, manch gutes Wort in der Stille zu sagen, das in der öffentlichen Traurede vor der ganzen oft so gemischten Hochzeitsversammlung nicht am Platze gewesen wäre, z. B. über das Verhältnis zu den beiderseitigen Schwiegereltern, über Einrichtung der Hausandachten, über den guten Rath: „Hütet euch vor den ersten Händeln“, sondern unsre Alten gingen davon aus, daß, wer seinen Katechismus nicht

mehr könne, auch nicht im Stande sei, einen christlichen Ehestand zu führen. Zweifelsohne steckt auch in diesem Stück im Katechismus die Weisheit eines Christenmenschen.

Da nun bei meiner Gemeinde im Ganzen der Wortlaut des Katechismus fest im Gedächtnis saß, und ich mich nicht auf ein mechanisches Abhören beschränken wollte, so pflegte ich zuerst zu fragen: Wo kommt im ersten Hauptstück der heilige Ehestand vor? Nach einigem Besinnen kam dann die Antwort: „im sechsten Gebot: ein Jeglicher soll sein Gemahl lieben und ehren.“ Da wurde dann ans Herz gelegt, wie in diesen zwei kleinen Worten das ganze Geheimnis des Eheglücks beschlossen liege, wie es aber kein Lieben ohne „Ehren“ gebe, und wenn selbst einmal das Lieben erkalten wolle, es sich am „Ehren“ nach der Ordnung Gottes wieder erholen könne, indem eins vom andern sagen müsse: „es ist mein Mann von Gottes Gnaden, es ist meine Frau von Gottes Gnaden.“

Die zweite Frage lautete: Wo kommt der Ehestand im zweiten Hauptstück vor? Da mußten sie schon länger sich besinnen, bis sie die Stelle im ersten Artikel fanden: „Ich glaube, daß Gott mir — mein Weib gegeben hat.“ Das gab dann Veranlassung zu ermahnen, daß Eins das Andere als Gottesgabe ansehen lerne — ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit aus seiner lautern göttlichen Güte und Barmherzigkeit.

Zuletzt wurde gefragt: Wo steht der Ehestand im dritten Hauptstück? Da war denn die Antwort leicht: in der vierten Bitte vom täglichen Brot, da gebetet wird: um „ein fromm Gemahl“, worauf dann das Einswerden im Gebet und die Fürbitte, darin eins das andere betend auf dem Herzen trägt, den Brautleuten ans Herz gelegt ward. Den Schluß machte die Haustafel und ihr köstlicher Schlußvers: „Ein Jeder lern' sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.“ Kamen

die Brautleute meist etwas verlegen zum Examen, so gingen sie doch meist fröhlich von dannen, und wie leicht war oft später die Anknüpfung gegeben an das, was aus dem Katechismus verhandelt war.

Tischreden bei der Hochzeit.

Ein Christenhaus im Kirchenstil.

Einst, als man in deutschen Landen die schönen Dome baute, wurde stets der Chor nach Osten gerichtet, damit die Strahlen der Morgenröthe durch die hohen Fenster fielen. Kreuz und Rose waren die Grundmotive in mannigfaltiger Variation, das Kreuz im Grundriß und auf dem Thurm, die Rose am Portal und in den tausend Kreuzblumen; das Kreuz als Sinnbild des Glaubens, die Rose als die Liebe, die Richtung nach Osten als die Hoffnung. Es waren bedeutsame Gedanken, die da in hehrer Kunst ihren Ausdruck fanden beim Aufbau und Schmuck der Gotteshäuser.

Nun sollen aber nicht nur die Kirchen Häuser Gottes sein, sondern die Häuser der Kinder Gottes sollen an ihrem Theil auch Kirchen sein, jedes Christenhaus ein Hauskirchlein im Kleinen. Unserm lieben Brautpaare möchte ich nun heute in ihr neues Haus so etliche unentbehrliche Stücke wünschen, wie sie in einer Kirche sich finden und wie sie in ein Christenhaus gehören. Ich beginne mit der Kanzel — die gehört dem Manne. Zwar nicht, um seine Frau abzukanzeln, sondern weil er das Wort zu führen hat. Was er geistig erwirbt, was ihm innerlich wächst und wird, das soll er der Frau mittheilen und nicht denken: das sind Männersachen, davon versteht sie nichts, sondern er soll sie Theil nehmen lassen an Allem, was ihn innerlich bewegt, soll das Haus

versorgen mit dem Wort des Lebens, damit der geistige Quell immer frisch fließen möge und den Boden des Hauses erquickend nähre. Sollte es unsern Bräutigam einmal anwandeln, daß er gedächte, seiner Frau eine Predigt zu halten von seiner Hauskanzel herab, so will ich als Prediger ihm zwei goldene Regeln zur Abfassung einer solchen geben: 1) eine gute Predigt muß kurz sein, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen soll; 2) der Prediger muß die betreffende Predigt immer erst sich selbst gehalten haben, ehe er sie der Frau halten will. Sonst wird es übel gerathen.

Außer der Kanzel steht in der Kirche die Orgel. Die gehört der Frau, daß sie das Wort des Mannes begleite („accompagnire") mit kunstfertiger Hand, je nach Bedürfnis schnell oder langsam, piano oder forte, Dur oder Moll, Adagio oder Allegro, in den hohen oder tiefen Tönen. Nun ist es um das Orgelspielen eine große Kunst. Ich selbst verstehe leider nicht viel davon, doch habe ich das Glück, eine ausgezeichnete Orgelspielerin in meiner unmittelbarsten Nähe zu haben. Sie wurde einmal gefragt, wie sie es doch mache, daß ein solch seelenvolles gleichmäßiges Spiel bei ihr zu hören sei, und daß die Pfeifen ihrer Orgel nie verstimmt seien. Denn wenn einer auch nicht viel vom Orgelspiel versteht, so viel weiß er doch: man mag noch so kunstreich spielen — wenn die Pfeifen verstimmt sind, so fehlt die Harmonie. Meine Orgelspielerin antwortete: „Das muß man von der heiligen Cäcilia lernen." Es kennen wohl Alle das herrliche Bild von Rafael, welches die Erfinderin der Orgel darstellt: sie läßt die Orgelharfe sinken, den Blick nach oben gewandt, lauschend auf den Gesang der Engel. Wer die Orgel recht will spielen lernen, der lasse die Hände sinken und hebe den Blick nach oben und lausche den Tönen von dorther und lerne von diesen heiligen Sängern den rechten Ton anschlagen in Freude und Schmerz. Ja, der Aufblick nach oben giebt

das rechte Orgelspiel in der Hauskirche, und wenn die Orgel schweigt, fängt die Predigt an, und wenn die Predigt zu Ende ist, dann fällt die Orgel wieder ein, damit die heilige Harmonie nicht gestört werde am häuslichen Herde.

Zu Kanzel und Orgel kommt in der Kirche noch eins: das ist die Sakristei. Unsere lieben Alten nannten sie auf gut Deutsch: die Tröstkammer; denn in ihr wurde gebeichtet und absolvirt. So soll in jedem Christenhause auch eine Sakristei sein, wo jeden Abend gebeichtet und getröstet und Absolution ertheilt wird. Es giebt Ehen ohne Sakristei. Da führt der Mann ein Buch über die Fehler oder Versäumnisse seiner Frau, die Frau hat ein Notizbuch, worin sie anzeichnet, wenn der Mann nicht liebenswürdig mit ihr war. Gesagt wird nichts, nur stillschweigend notirt, bis einmal eine jener häuslichen Scenen sich ereignet; flugs fährt Jedes in die Tasche, zieht die Rechnung heraus und beginnt dem Andern vorzulesen: „Da und da hast Du mir das gesagt oder jenes gethan" — die Liste ist lang und die Erbitterung ist groß. Das kommt davon, wenn keine Sakristei im Hause ist. Christenleute thun anders, sie gehen allabendlich — „ehe die Sonne untergeht" — in die Sakristei, beichten einander, absolviren einander, bekennen, wo Eins am Andern gefehlt, oder wo durch Meinungsverschiedenheit oder menschliche Schwachheit eine Dissonanz entstanden ist, vergeben und vergessen von Herzen, die Rechnung ist zerrissen, und am andern Morgen ist wieder schön Wetter und voller Sonnenschein, man fängt von vorne wieder an, und wer eine solche Sakristei im Hause hat, der wird mit mir bezeugen, daß das Mittel probat ist.

Zum Schluß noch der heiligste Ort in der Kirche ist der Altar. Auch er darf in der Hauskirche nicht fehlen. Der Altar ist die Opferstätte, das Sinnbild der Liebe, wie der selige Vinet es in dem denkwürdigen Worte aussprach: „Lieben heißt auf den Altar steigen." (Aimer c'est monter à l'autel.)

Denn Liebe ist nicht, wie Etliche meinen, das süße Gefühl und Bewußtsein, sich geliebt zu wissen, sondern Liebe ist ein Aufopfern der eignen Wünsche und Eigenheiten, um das Andere glücklich zu machen, das sein Glück vertrauensvoll in unsere Hände gelegt hat. Liebe ist die volle Hingabe des Eignen an das Andere.

Wo Kanzel und Orgel, wo Sakristei und Altar in einem Christenhause sich finden, gebaut nach Osten mit Kreuz und Rose, da gestaltet sich solch Haus zum Kirchlein, und Alle, die darin ein- und ausgehen, haben Theil an dem Segen dieser geweihten Stätte.

Die Liebe eine Kunst.

Es ist ein Höhepunkt im Leben, an welchem wir hier versammelt sind, wofür das schöne deutsche Wort „Hoch-Zeit" eine sinnige Anspielung bildet, ein Höhepunkt, auf den es lange hinausgewollt hat, wo Zwei Eins werden, und von dem an es fort und fort darauf hinauswill, daß Zwei Eins seien und immer völliger Eins werden. Das ist aber eine große Kunst, und diese Kunst heißt: Liebe. Dies geheime Mittel möchte ich, weil ich kürzlich Doctor geworden bin, unserm lieben Brautpaare verschreiben als ein Recept, von dem ich sagen kann: probatum est.

Die Künstlernatur der Liebe zeigt sich schon in dem Sprichwort: „Die Liebe ist erfinderisch"; sie ist die eigentliche Genialität in einem Menschen. Die Liebe treibt daher viele Künste. Da ist unter anderen die Kochkunst. Zwar hat jene Köchin gesagt: „Wissen Sie: Kochen ist eigentlich keine Kunst, sondern nur eine Wissenschaft"; aber Liebe versteht auch die beste Kochkunst, wie Salomo gesagt hat: „Ein Gericht Kraut mit Liebe ist besser, denn ein gemästeter Ochse mit Haß." Weil wir

nun an der Kochkunst sind, so empfehle ich dem lieben Brautpaare alle Zeit zwei Zuthaten auf den Tisch, welche in dem Spruch enthalten sind: „Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander.“ Also nicht lauter Salz, sonst wird es leicht scharf, nicht lauter Zucker, sonst wird es leicht fad; sondern Salz und Frieden, dann schmeckt Alles köstlich. Aber ich komme zu den edlen Künsten. Da ist die Baukunst: Liebe weiß das Haus zu bauen, traulich und heimlich zu machen, weiß die trübe Kammer licht und das enge Stübchen weit zu machen, wie der Dichter singt: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Da ist die Bildhauerei, und wie die Liebe diese versteht, das hab' ich an unserer seligen Mutter gesehen, wie sie uns harte Blöcke unter ihre Finger nahm und mit dem Meißel zuhieb, daß die Stücke flogen, die nicht taugten, um dann mit ihrer warmen Mutterliebe einen Menschen zu bilden, der dem Herrn diene und den Menschen nütze sei. Da ist die Malerei — o, wie die Liebe zu malen versteht! — ich erinnere nur an das treffende Gedicht Goethe's: „Amor als Landschaftsmaler“. — Und nun erst die Musik: Die Liebe singt und macht singen: Solo-Duo-Allegro-moderato-pianissimo-fortissimo. Die Liebe spielt — „Viola, Baß und Geigen, die müssen alle schweigen vor dieser Liebe Schall“; da muß die Unterwelt folgen, und die Delphine tanzen, wie Meister Orpheus und Arion uns belehren. — Endlich aber zur höchsten der Künste, zu der Poesie! Hat doch fast jede deutsche Liebe so was vom Heldenepos an sich, gemeiniglich ein Krieg, bis sie sich kriegen, bis sie sich haben, wie figura zeigt. Auch an lyrischer Poesie fehlt es nicht, wenn sie sich auch in unserer prosaischen Zeit mehr auf das Gebiet der Briefe beschränkt.

Jetzt aber beginnt das Drama, hoffentlich weder Trauerspiel noch Komödie, sondern ein edles Schauspiel, hoffentlich ohne Scenen und Auftritte — Sie sehen, ich komme zwar

nicht aus dem Concept, wohl aber in das Recept — also: auch ja nicht viel Monologe, sondern der Dialog und die Handlung ist die Seele des Dramas, — und dann die „Aufführung“, nicht aus der Rolle fallen oder die Rolle des Andern spielen wollen — „ein Jeder lern' sein' Lection, so wird es wohl im Hause stohn“ — und das ensemble nie vergessen und nicht stecken bleiben, — sonst verdirbt irgend ein souffleur die ganze Geschichte. Nein, nie stecken bleiben — denn „die Liebe höret nimmer auf“.

Also sagt der Doctor, das ist mein Recept:

Die Kunst der Liebe lebe hoch!

Über Hausbesuche.

An die „Begebenheiten“ schließen sich naturgemäß die Hausbesuche der Geistlichen an nach Löhe's Grundregel: „alle Seelsorge ist kasuell;“ es fragt sich nur, ob auch Besuche fruchtbringend sein können, welche durch die Amtshandlungen nicht unmittelbar veranlaßt sind, auch wenn man von „methodischen oder gar methodistischen Besuchen“ absieht.

Ein klassisches abmahnendes Wort findet sich in Herder's Abschiedspredigt, welche er in Bückeburg gehalten hat (Sämmtl. Werke, Band 39 S. 345), wo er unter Anderm sagt: „Wie schwer wird es bei den löblichen Hausbesuchungen, nur ein gutes Wort über die gemeine Erziehung zu erheben. Jeder fleißige Mensch sucht lieber die Einsamkeit und Arbeit als solche Zeiten des Müßiggangs, der geschwätzigen Langenweile, der Straßen- und Alltagserzählungen. Dies ist der Grund, weshalb ich in diesen Hausbesuchungen so selten gewesen. Ist der Fehler an mir, so war's ein großer Fehler, aber ich habe nicht geglaubt, daß es ein Fehler sei. Wenn man sieht, was

eigentlich diese Hausbesuche sind, daß es darauf ankommt, ein Glas Magenstärkung oder Wein zu genießen und sich einander höflich zu empfehlen, wahrlich so hielt ich mich für etwas Besseres in der Zeit tüchtig. Meine Zeit ist kurz, und mein Leben wird vielleicht nicht lange dauern. Was ich also zu thun habe, was ich fühle, daß mein Beruf ist, das muß ich bald thun oder gar nicht. Mich nach einer solchen gewöhnlichen Predigerweise hier zu verleben, fühlte ich in aller Demuth, daß nicht mein Beruf sei."

Ebenso bezeichnend ist ein Zug aus dem Leben von Claus Harms in Kiel. Aus dem Kreise der religiös angeregten Gemeindeglieder wurde einst eine Deputation, vier Mann stark, an Harms gesandt, um bei ihm dahin vorstellig zu werden, daß er das vorhandene Bedürfnis der „Seelsorge" mehr, als er das bis dahin gethan, durch Hausbesuche befriedigen möge. Harms hört ihr Vorbringen stille, freundlich und geduldig an, läßt sie ganz ausreden; dann erhebt er sich schweigend — es war Abends, und auf seinem Schreibpulte brannten die gewohnten zwei Lichter —, bläst das eine der beiden Lichter auf seinem Pulte aus, bleibt sinnend einen Augenblick stehen und wendet sich dann zu den vier Männern, welche mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn sehen, mit der Frage: „Wie mach' ich's nun, wenn ich das Licht wieder anstecken will? Bewege ich das brennende Licht zu dem, was angezündet werden soll, oder dieses zu jenem?" — „Dieses zu jenem," war die einmüthige Antwort der etwas Verwunderten. „Nun, so wollen wir es im Geistlichen ebenso halten, auf daß nicht mein brennend Licht verlösche," sagte Harms und entließ damit die Deputation. (Aus der sehr lesenswerthen Schrift: „Dr. Claus Harms als Seelsorger und Freund", von Propst Neelsen, S. 2.)

Gewiß höchst beachtenswerthe Wahrheiten gegenüber einer gewissen Art von Hausbesuchen, bei welchen für das geistliche

Leben gar nichts herauskommt, ja bei denen mancher Geistliche Gefahr läuft, seine eigentliche Stellung gänzlich einzubüßen.

Trotzdem läßt sich auch ein Wort für die Hausbesuche sagen, je nach der Begabung des Geistlichen und nach der Lage der Gemeinde. Es giebt viele Gemeindeglieder, die es hoch anschlagen, wenn der Geistliche nach ihnen sieht, zumal der Gang ins Pfarrhaus ohne bestimmten amtlichen Anlaß für Viele und sogar für die Besten seine Schwierigkeiten hat. Es giebt Gemeinden, in welchen ein persönliches herzliches Verhältnis zwischen dem Hirten und der Herde ohne Hausbesuche ganz unerreichbar ist. Es ist gar nicht gesagt, daß sie jedesmal von langer Dauer zu sein brauchen; auch des Arztes kurzer Besuch ist den Kranken werthvoll. Ein Gruß, eine theilnehmende Frage, ein gutes Wort, ein kerniger Spruch wird oft genügen.

In meiner vorigen Gemeinde hatte ich die Einrichtung getroffen, daß während der ganzen Adventszeit die Leute, die so zerstreut in dreizehn Ortschaften lebten, zu mir kommen konnten, wo ich mit den Einzelnen sprach und Privatbeichte hielt. Im Monat Januar und Februar, wo noch Alle zu Hause blieben, machte ich die Runde und besuchte jedes einzelne Haus oder einzeln stehende Personen. Da frug ich nach dem Frieden unter den Eheleuten, nach der Erziehung der Kinder, nach des Lebens Noth und Mühsal, hörte wohl einmal die Kinder ab oder sang mit der Familie ein Lied und sprach zum Schluß ein Gebet. Das waren solche Festtage, daß mir einmal ein Mann voller Freude sagte: „Die alten Aposteltage, die früher in der Woche gefeiert wurden, sind abgeschafft; aber wenn Sie zu uns zum Hausbesuch kommen, dann feiern wir Aposteltag.“ Wie viel Segen habe ich selbst aus dieser Berührung mit der Gemeinde empfangen! Als ich eine Frau frug: „Wie geht es inwendig?“ antwortete sie mit

leuchtenden Augen: „So sind wir nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger und Hausgenossen Gottes.“ Ein Mann, der durch schwere innere Anfechtung hindurchgegangen war, sagte zu mir: „Es ist einerlei für den Felsen, ob ein schwaches Kind oder ein Mann sich daran lehnt. Christus ist mein Fels, an den will ich mich lehnen, auch wenn ich schwach bin.“ Eine Mutter erzählte mir: „Als sie eine schlaflose Nacht gehabt, habe sie die Uhr gehen hören und bei sich gedacht: die kleinen Rädlein in der Uhr seien ihre vielen Kinder, sie selbst sei das kleine Gewicht an der Uhr und der Mann, der Hausvater, das große. Wenn aber das große Gewicht an der Uhr nicht ziehe, so wollen die Rädlein nicht gehen.“

Dieses Geben- und Nehmendürfen unter einander war mir oft wie eine Weissagung auf die Gemeinschaft der Heiligen, wie sie in den Friedenshütten sein wird.

Der Arzt und der Seelsorger.

Eine Parallele.

Diese Parallele liegt noch näher als die Parallele zwischen Künstler und Prediger. Nicht nur hat Jeder einmal in seinem Leben irgendwie mit dem Arzte und auch, wäre es auch nur bei der Confirmation gewesen, mit dem Seelsorger zu thun gehabt, sondern es ergeht eigentlich, recht verstanden, an Alle die Mahnung, in der Regel und in erster Linie ihr eigener Arzt und ihr eigener Seelsorger zu werden. Wie alle Erziehung der Eltern und der Schule dahin zielen muß, daß es beim Zögling zur Selbsterziehung komme, so muß des rechten Arztes Sinn darauf gerichtet sein, daß es beim Patienten zur richtigen Selbstbehandlung komme; so muß auch der Seelsorger dahin trachten, daß der Pflegebefohlene lerne, selbst für seine Seele zu sorgen. Schon der alte Sirach sagt: „Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gieb ihm nicht.“ Und Paulus sagt zu seinem Timotheus: „Habe Acht auf dich selbst,“ oder nach dem Grundtext: „Sei dein eigener Bischof, dein eigener Seelsorger.“

Die Parallele zwischen Arzt und Seelsorger ist nicht etwa ein interessanter Versuch, Ähnlichkeiten zu entdecken, sondern sie beruht auf der Thatsache, daß es Störungen, Hemmungen, Krankheiten des Seelenlebens giebt, wie die leiblichen Krankheiten Störungen und Hemmungen des leiblichen Lebens sind.

Zwischen beiderlei Krankheiten besteht aber eine so auffallende Verwandtschaft, eine solche Wiederspiegelung der Vorgänge, daß man sich versucht fühlen könnte, die Parallele zu beginnen mit einer Darstellung, wie jede leibliche Krankheit ihr Gegenbild an einer Krankheit der Seele hat. In der That braucht unser Volk in seiner Sprache tiefsinnig genug das Wort „Sucht" ebensowohl für leibliche Krankheiten, wie Wassersucht, Schwindsucht, Gelbsucht, als für die tiefsten Krankheiten der Seele, wie Selbstsucht, Genußsucht, Habsucht, Ehrsucht. Wir reden von geistiger Kurzsichtigkeit, von Seelenschmerzen und Herzweh, von Lähmung des Willens, vom Fieber der Leidenschaft. Wie die Heilkunde des Arztes ihre Voraussetzung und ihren Gegenstand an dem Vorhandensein leiblicher Krankheit hat, so hat die Thätigkeit des Seelsorgers ihre Voraussetzung und ihren Gegenstand an dem Vorhandensein der Krankheit der Seele.

Es giebt im Grunde nur Eine Krankheit der Seele: die Sünde, eine Krankheit zum Tode, weil sie Störung und Aufhebung der Gemeinschaft mit Gott, dem allein wahren Leben, ist. So giebt es im Grunde auch nur Eine Heilung: die Erlösung von der Sünde; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Aber die Eine Krankheit der Sünde muß in ihren tausend verschiedenen Gestalten, in welchen sie auftritt, erkannt und bekämpft werden; ebenso muß die Eine Heilung der Erlösung in ihren verschiedenen Gestalten und Wegen erkannt und angewendet werden. Gerade der Vorzug, den die neuere Schule der Heilkunde vor der alten so stark betont: die Aufgabe des Arztes, zu individualisiren — sie ist's, die eine der ersten und schwersten Aufgaben des rechten Seelsorgers bildet: individualisiren in der Diagnose der Krankheit, und individualisiren in der Wahl des Arzneimittels im einzelnen Fall. Denn in diesem engsten Fall fassen wir hier das Wort Seelsorge, nicht in jenem weitesten, nach

welchem es auch die Predigt wesentlich mit umfassen muß, da in einer rechten Predigt am tiefsten für alle Seelen in der Gemeinde gesorgt wird; noch weniger fassen wir das Wort in dem äußerlichen Sinn, wie es hie und da gebraucht wird, als ob Seelsorge (cura animarum) im Taufen, Trauen und Begraben bestünde, sondern in dem engsten Sinn, daß es das Handeln des Geistlichen mit dem Einzelnen ist, sofern er außer dem öffentlichen Gottesdienste der besonderen Pflege und Einwirkung von Seiten des Amtes bedarf, sei's daß er den Gottesdienst nicht besuchen kann, wie die Kranken, oder sich ihn nicht aneignen kann, wie die Angefochtenen, oder endlich sich von ihm fernhält, wie die Abgewendeten und Unkirchlichen. In allen diesen Beziehungen wird die Seelsorge einen gewissermaßen ärztlichen Charakter tragen.

Die Heilkunde ist ebensowohl eine Wissenschaft, als sie eine Kunst ist. Daß sie das Erstere ist, wird allgemein zugestanden und vom Schüler Äskulap's gefordert. Aber daß sie zugleich eine hohe Kunst ist, welche eine Anlage und eine Übung dieser Anlage voraussetzt, scheint heutzutage allzusehr in den Hintergrund zu treten. Und doch erreichen geniale Praktiker, ja selbst scharfblickende Laien, wie Priesnitz, oft ganz andere Erfolge, als die gelehrtesten Professoren. Auch fragen die Patienten am liebsten nach einem „erfahrenen" Arzte. Es ist ein eigen Ding um das Vertrauen, das so unentbehrlich ist zwischen dem Arzt und dem Kranken; aber dieses Vertrauen wird sich mehr dem erfahrenen Praktiker zuwenden, als dem wissenschaftlichen Gelehrten. Es ist mit der Seelsorge nicht anders. Sie ist eine Wissenschaft, die nicht mißachtet werden darf, ja deren Pflege und Ausbau für jüngere Geistliche sehr wünschenswerth wäre, aber sie ist in viel höherem Maße eine heilige Kunst, die nur in der Tiefe der Selbsterkenntnis und in andauernder liebender Beobachtung Anderer erlernt wird.

Willst du dich selber verstehn, so sieh, wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern verstehn — blick' in dein eigenes Herz.

Auch hier leisten erfahrene praktische Geistliche und gotterleuchtete Laien weit mehr, als die gelehrtesten Theologen, falls die letzteren vergessen hätten das Wort: pectus facit theologum (das Herz macht den Theologen). Es will mir scheinen, als ob hier ein Mangel in der Vorbildung unserer jungen Theologen liege, weil es auf manchen unserer Universitäten noch genau ist, wie vor hundert Jahren, als Hippel nach Göttingen kam und die theologischen Vorlesungen hörte und dann in sein Tagebuch schrieb: „Es war mir, als ob sie Alle sprächen: Lasset uns Professores machen, ein Bild, das uns gleich sei." Geht es nicht vielen jungen Theologen ähnlich, wie es nach Sanitätsrath Dr. Strahl's Aussage dem jungen Mediciner geht: erst muß er Anatomie hören, die Lehre vom todten Körper, und der Anatom entläßt ihn mit den Worten: das Weitere erfahren Sie in der Physiologie, der Lehre vom beseelten lebendigen Leibe. Und der Physiolog entläßt seinen Schüler mit dem Hinweis auf die Pathologie, die Lehre von dem kranken Körper. Der Patholog verweist auf die Therapie, die Lehre von der Heilung, und am Schluß des Ganzen spricht der Meister: das Beste muß die Erfahrung am Krankenbette thun. Da steht dann der Jünger der bloßen Wissenschaft rathlos, auf sich selbst angewiesen, sei er nun Mediciner oder Theolog. Und gerade die ersten Gänge ans Krankenbett, wie schwer sind sie dem Einen wie dem Andern, wie viel Lehrgeld in Mißgriffen muß erst gezahlt werden, bis es zu einiger Erfahrung und vollends bis es zum Vertrauen, namentlich bei den Angefochtenen kommt. Und doch ist dieses Vertrauen dem Seelsorger ebenso unentbehrlich, vielleicht noch unentbehrlicher als dem Arzte.

Es giebt falsche Auffassungen der Heilkunde wie der Seelsorge, Täuschungen über die ganze Art der Behandlung beider

Gebiete, falsche Ansprüche der Berufenen und doch Unbefähigten. Eine seltsame Parallele zwischen gewissen Ärzten der alten Schule und gewissen Exemplaren der römischen Priesterschaft mag das zeigen.

Nach jener Auffassung giebt das Examen auf der Universität, wenn die gehörigen Disciplinen absolvirt sind, wie die Priesterweihe, ein „unvertilgbares Gepräge" (character indelebilis), den Charakter eines wissenschaftlichen Arztes. Das Entscheidende dabei ist, daß er sich der Tradition unterwirft. Denn keine Fakultät ist intoleranter, als die medicinische. Hier herrscht die Kaste; denn die Wissenschaft — trotz ihrer Widersprüche und Mißerfolge, trotz ihrer Unsicherheit, wie sie das Wort jenes Arztes kennzeichnet: la médecine est un pistolet, que je porte chez moi. Je tire: ou je frappe la maladie — très bien; ou le malade — hélas! — trotz alledem die Wissenschaft — bleibt unfehlbar. Die medicinische Priesterschaft muß für das Volk unentbehrlich bleiben — Leute, die entweder nicht das vorgeschriebene Examen gemacht oder von dem herrschenden System abweichen, also alle medicinischen „Laien" sind elende Pfuscher und Quacksalber, gänzlich unberechtigt, Jemanden zu heilen oder ihm eine Arznei auch nur unentgeltlich zu schenken. Als ein von allen medicinischen Autoritäten aufgegebener Kranker durch einen Schäfer geheilt wurde und nun dachte, es müsse doch den Herrn Geh. Rath interessiren zu erfahren, daß er genesen sei, und frohen Herzens ihm dies mittheilte, antwortete Jener: „Hilft Sie Alles nichts; medicinisch sind Sie todt!" Ganz consequent. Denn die Medicin ist Geheimwissenschaft, wie keine andere, sie gleicht vielfach heute noch den eleusinischen Mysterien, und die Geheimthuerei erscheint Vielen wie eine Pflicht. Je geheimnisvoller des Arztes Gesicht, je knapper seine Rede, je ernster sein Blick, desto größer sein Ruf. — Während der wahre Arzt darauf ausgeht, sich selbst überflüssig zu machen, indem

er zu einer gesunden Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, zu einer vernünftigen und gesunden Lebensweise die Erwachsenen anleitet, so hält der Arzt der alten Schule dafür, daß er unentbehrlich bleiben muß, und ist sehr empfindlich, sobald Laien oder Bücher oder Hausapotheken und die bekannten „Hausmittel", welche nie ganz zu vertilgen waren, auch etwas helfen wollen und gelten sollen. Diese Art Mediciner haben natürlich auch ihre Päpste, ihre Autoritäten — wehe, wenn Jemand auch nur einen bescheidenen Zweifel auszusprechen wagt, er ist ein medicinischer Ketzer. Zwar von Wundern ärztlicher Kuren wird ja immerhin berichtet, bald sind es Wundermittel, ähnlich dem Wasser von Lourdes und Marpingen, nämlich die wunderbaren Arzneimittel, welche sich immer von Zeit zu Zeit ereignen: Chinin — Brom-Kalium — Opium — Morphium — Chloral — Salicyl; oder es sind medicinische Heilige an den Centren der Weltstädte, und alsbald beginnt eine Wallfahrt der Kranken dahin. Nicht zu vergessen der jährlichen Kreuzzüge, welche von Ärzten mit päpstlicher Machtvollkommenheit ausgeschrieben werden in die Bäder als das gelobte Land der Genesung, und nicht nur in die immer zunehmende Menge der deutschen Luftkurorte, was ja eine Art Rückkehr zur Natur bedeuten könnte, sondern auch nach dem fernen Süden: Nizza — Cannes — Pisa — Kairo, wo die Kirchhöfe der Fremden ein großes Leichenfeld zeigen. Trotzdem, wenn der Kreuzzug vom Arzt ausgeschrieben ist, macht sich das Volk auf den Weg mit dem alten Ruf der Kreuzfahrer: „Gott will es!" Eine solche Wallfahrt nach Karlsbad, Marienbad oder Kissingen giebt dann viel Ablaß für die Sünden gegen eine naturgemäße, einfache, gesunde Lebensweise, weil unser deutsches Volk einen ungeheuren medicinischen Aberglauben an Recepte und Arzneikolben hat. Darum halte ich es geradezu für einen Fehler unserer deutschen Nationalerziehung, daß in unsern Volksschulen, Gymnasien und Hoch-

schulen nicht jeder Deutsche einen praktischen Gesundheitsunterricht, eine Art medicinische Katechismuslehre empfängt. Es will mir nicht ganz richtig scheinen, daß unsere Jugend die Mineralien, die lateinischen Namen und Systeme der Pflanzen, die Fauna der fernsten Länder, ja die Anfänge der Physik und Chemie selbst in den Volksschulen lernt und über die Gesundheitspflege des eigenen Leibes so gut wie nichts erfährt.

Wie schön steht diesem Bilde gegenüber der wahre Arzt, ausgerüstet mit der tief eindringenden Kenntnis der Natur, begabt mit dem tiefblickenden Auge, mit dem tief mitfühlenden Herzen, der als Meister gerade um die Grenzen seines Wissens und Könnens am besten weiß und die Unzulänglichkeit der Heilmittel am schmerzlichsten empfindet, wenn er vor den Räthseln menschlichen Lebens steht und das Heer menschlicher Leiden vor sich sieht. Aber es ist die Liebe zu den Menschen, die ihn so rastlos macht, die ihn seine Ruhe opfern läßt bei Tag und Nacht, um Schmerzen zu lindern und Gefahr abzuwenden, um Leiden zu heilen und Leben zu erhalten. Wie groß ist seine Freude, wenn inmitten von so viel Elend und Sterben ihm der Dank für seine Liebesmühe in den Freudenthränen eines Geretteten oder in den frohen Gesichtern eines ganzen Hauses entgegenglänzt. Die Liebe zu seinem hohen, edlen Berufe ist es, die ihn befähigt, immer wieder die Riesenarbeit aufzunehmen, welche darin ihre tiefste Bedeutung hat, daß sie es unternimmt, dem Verderben, wie es in die Welt des leiblichen Lebens eingedrungen ist, zu steuern. In dieser Riesenarbeit reichen sich die drei alten Fakultäten die Hand, sie arbeiten, recht verstanden, alle dem Verderben der Sünde entgegen: die medicinische den Verheerungen der Sünde auf dem Gebiet des leiblichen Lebens, die juristische auf dem Gebiet des staatlichen und socialen Lebens, die Theologie auf dem Gebiet des religiösen und sittlichen Lebens. Schade nur,

daß dieser tiefe Zusammenhang so oft verkannt und von den Berufenen selbst mißachtet wird. Wo aber der Arzt von der Liebe Christi gedrungen sein Werk thut, da gilt auch von seiner aufopfernden Thätigkeit das Wort: „die Liebe wird nicht müde", und am jüngsten Tage wird der Herr zum wahren Arzte sprechen: „Ich bin krank gewesen, und ihr seid zu mir gekommen."

Was aber vom wahren Arzte gilt, das gilt in seinem Maße auch vom wahren Seelsorger. Die Parallele möge der geneigte Leser aus dem Vorstehenden selbst ziehen.

Was ist Gesundheit? Worin besteht die Erkrankung? Wie muß sich die Heilung gestalten? Das sind die schweren Fragen, welche sich uns aufdrängen, wenn wir tiefer in die Parallele zwischen Arzt und Seelsorger eindringen wollen.

Auf dem Gebiete des leiblichen Lebens besteht die Gesundheit in dem Gleichgewicht zwischen mangelhafter und übermäßiger Lebensthätigkeit der einzelnen Glieder des Leibes (Neutralität der negativen und positiven Funktionen). Es giebt in unserm Körper eine wunderbare Mannigfaltigkeit von Kräften: die einen strömen vom Mittelpunkt aus, die andern strömen dahin zurück; die einen dienen der Einnahme von außen, die anderen der Ausgabe nach außen; die einen wollen sich ausdehnen, die anderen sich zusammenziehen und sammeln; die einen dienen der Aneignung, die anderen der Ausscheidung; die einen agiren, die anderen reagiren. Wo nun unter all diesen sich scheinbar widerstreitenden Kräften das rechte Gleichgewicht besteht, da ist die Gesundheit des Leibes vorhanden. Daher spüren wir im gesunden Zustand keins unsrer Glieder. Meldet eins sein Vorhandensein, so ist eine Erkrankung da oder im Anzuge, weil das Gleichgewicht gestört ist.

Angewandt auf die Seele würde ich sagen: die Gesundheit der Seele und das Geheimnis ihrer Kraft liegt in der Harmonie ihrer Kräfte. Denn auch in der Seele des Christen —

und nur bei solchen kann von einer Gesundheit der Seele die Rede sein — wogt eine Fülle von neugeschenkten Kräften des geistlichen Lebens, welche unter sich Gegensätze zu bilden scheinen und doch in Christo ihre Einheit haben. Da ist Arbeiten und Ruhen, da ist „Hochsein und Niedrigsein, Hungern und Überfluß haben", da ist Aneignen und Ausscheiden, da ist Einnahme und Ausgabe, da ist Feuereifer und Geduld der Heiligen, da ist göttliche Traurigkeit und göttlicher Jubel, da ist Lebensfreudigkeit und Sterbenssehnsucht. Wo aber zwischen all diesen Kräften das heilige Gleichgewicht besteht, da ist jene Gesundheit der Seele, welche das Geheimnis ihrer Kraft ist.*)

Um zu veranschaulichen, wie die Gesundheit der Seele in der Harmonie ihrer Kräfte besteht, will ich es in der Sprache des Gleichnisses sagen. In dem Wunderbau des Menschen, wie er aus Gottes Hand geschaffen ist, sind die drei Stände gewissermaßen beisammen und im kleinen Maßstab vorhanden: Lehrstand, Wehrstand und Nährstand. Den Nährstand bildet im Menschen der Magen und alle ihm dienenden leiblichen Kräfte nach dem bekannten Gleichnis des Menenius Agrippa, welcher die Römer lehrte, daß alle Glieder dem Magen dienen müssen, aber auch hinwiederum alle vom Magen versorgt werden. Zu diesem leiblichen Nährstand verhalten sich alle Glieder des Leibes wie lauter Arbeiter und Handwerker: da sind Müller und Bäcker, Schlachter und Heizer, Köchin und Putzfrau, Dienstboten und Ausläufer — und ihre Harmonie bezeichnet die Gesundheit des Leibes. Den Wehrstand im Menschen bildet der Wille mit seinen Unterthanen, als da sind vor Allem die Hände und Füße und die Sprache. Denn der Wille führt das eigentliche Regiment im Menschen. Den Lehrstand endlich im Menschen bildet die Vernunft und ihre Zuhörer, nämlich Phantasie, Gedächtnis und alle höheren Seelenkräfte. — Nun hängt das Gedeihen und die

*) Neque excessus, neque defectus, sagt der ehrwürdige Bengel.

Gesundheit des geistleiblichen Menschen ab von dem harmonischen Zusammenwirken dieser drei Stände und zwar am meisten von der Eintracht und dem Bunde zwischen Wille und Vernunft. Diese Harmonie kann aber nicht anders zu Stande kommen, sowohl im einzelnen Menschen für sich als in der Gemeinschaft der Menschen unter einander, als wenn Christus und der heilige Geist, wie er für Jeden und für Alle als der gleiche da ist, das Licht und der Mittelpunkt für die Vernunft wird, wenn die nun so erleuchtete Vernunft oder der von Gottes Geist erfüllte Geist den Willen lenkt und der so erlöste Wille die leibliche Natur beherrscht. Diese Harmonie ist die Gesundheit in dem erlösten Menschen, der dann mit Recht eine kleine Welt (Mikrokosmos) genannt werden kann, nämlich eine Familie im Kleinen, ein Staat im Kleinen, eine Kirche im Kleinen.

Aber ist denn nicht alle Harmonie hienieden Stückwerk — so gut oder noch mehr, als unsere leibliche Gesundheit Stückwerk ist — bei all den Dissonanzen unserer Seele? Ja, die Frage kommt jedem Christen, der den „verzweifelt bösen Schaden" seiner Sünde, seiner Erbsünde kennt. Dennoch sage ich: Das Sein eines Christen ist nicht Stückwerk, wohl aber sein Werden. Denn was er von Gottes Gnaden ist, das ist er nur in Christo, Christus aber ist nicht Stückwerk, sondern ganz und vollkommen auf ewig. Halleluja! Durch den Glauben an diesen ganzen Christus ist aber der Christ, was er vor Gott ist, ganz und vollkommen: gerecht und selig, ein Kind und Erbe Gottes. Aber sein Werden ist lauter Stückwerk, lauter Wachsthum, lauter Kampf. Darum kann allein Christus die Harmonie der Seele des Christen sein, der sich am liebsten mit Paulus rühmt seiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei ihm wohne. In dem gekreuzigten und thronenden Christus hat der Christ das Gleichgewicht der in ihm wohnenden Kräfte, von denen wir oben sagten. Da kommt's zu

einem Arbeiten für Ihn und zu einem Ruhen in Ihm, zum Kreuztragen und doch Kronetragen, Ihm zu leben und Ihm zu sterben. Weil die Sünde seine einzige Krankheit der Seele ist, darum ist Christus seine einzige Arzenei und der zuversichtlich an Christo hangende Glaube seine einzige Genesung. In diesem Sinn kann man sogar sagen: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht — Christen, die im bußfertigen Glauben stehen, bedürfen der besonderen Seelsorge nicht. Für sie genügt, wenn ihnen im Wort und Sakrament, wie es im öffentlichen Gottesdienst im Schwange geht, immer wieder Christus zugeeignet wird als die Kraft für ihre Seele. Nur wo eine Erkrankung des geistlichen Lebens eingetreten ist, da hat die specielle Seelsorge einzutreten. Da hat das Einzelgespräch den Charakter einer ärztlichen Konsultation, wofür die Kanzel nicht ausreicht. Aber freilich — wie Viele gehen zum leiblichen Arzt und wie wenige zum Seelsorger! Wie Manchem will der Gang ins Pfarrhaus erscheinen wie der Gang zum Zahnarzt, zu welchem auch Viele erst gehen, wenn es gar nicht mehr zum Aushalten ist. Und doch — wie viel Irrwege und Umwege könnten manchem Christen erspart werden, wenn er zur rechten Zeit den seelsorgerlichen Rath begehrte!

Um aber einen solchen ertheilen zu können, muß des Seelsorgers erstes Geschäft sein die Diagnose, das Erforschen der Krankheitszeichen (Symptome) und der Ursachen der Krankheit.

Das Erkranken der Seele beginnt jedesmal damit, daß Christus ihr verdunkelt wird, sei's in seiner vergebenden oder in seiner heiligenden Macht. Denn damit ist die Harmonie gewichen und das Gleichgewicht verloren, und es beginnt das Widereinander und das dunkle Chaos der Kräfte, weil das Licht zurückgetreten ist. Da regen sich die positiven Kräfte in verkehrter Richtung, nämlich in der Leidenschaft gegenüber der Welt und ihrer Lust, die negativen in der Trägheit gegenüber Gott und den göttlichen Dingen, dort das Herz als

trotziges, hier als verzagtes Ding; bald rasch verheerend, wie galoppirende Schwindsucht, bald langsam sich hinschleppend, wie eine Auszehrung, das eine Mal acutes Fieber, das andere Mal chronische Lähmung. Wie schwer fällt es, die Krankheiten auch nur zu erkennen in den seltsamen Gestalten, welche sie annehmen, und bei der Scheu des Menschen, ehrlich zu bekennen. Wie oft habe ich gefunden, daß die Kranken dem Geistlichen das sagen, was sie dem Arzte zu sagen haben, und dem Arzte, was sie dem Geistlichen zu sagen hätten! Heftige Charaktere zeigen in gewissen Lagen und Krankheiten eine Lammsgeduld, und sonst friedliche Menschen werden unter Umständen unerträglich für die Umgebung. So sind es Täuschungen der Zustände und Selbsttäuschungen der Patienten, welche irre zu führen drohen. Für diese Diagnose ist darum eine Kenntnis des gesunden geistlichen Lebens (gleichsam die Physiologie) sowie der Krankheiten der Seele (gleichsam Pathologie) für den Seelsorger unerläßlich. Wohl hat er an der Schrift, an den ascetischen Schätzen der Kirche, an Biographien und Schriften erfahrener Seelsorger eine köstliche Fundgrube, aber gebrauchen kann er sie nur, wenn er anhaltende Beobachtung übt, vor Allem Beobachtung dessen, was im Grunde seiner eigenen Seele vorgeht. Hier keimt zunächst „die Erfahrung", hier schärft sich der sichere Blick, um die einzelnen Nüancen, die Abstufungen und Schattirungen innerer Zustände unterscheiden zu lernen; hier allein lernt sich die sichere Hand, deren es bedarf, wenn es zu einer vertrauensvollen Führung, und namentlich, falls es zu einer Operation kommen muß.

Haben wir recht gesagt mit dem Satze, daß alle Erkrankung des geistlichen Lebens darin seinen Grund hat, daß Christus ihr verdunkelt ist, so folgt, daß alle Heilung da einsetzen muß, daß Christus vor der Seele verklärt, wieder klar und groß werde in seiner erbarmungsreichen heiligen Gestalt. Jeder Arzt weiß, daß seine ganze Kraft auf dem

Grundsatze beruht, die noch vorhandenen gesunden Kräfte im Körper zur Reaction anzureizen und durch diese Reaction der gesunden Kräfte die Ausstoßung der fremden unheilvollen Krankheitsstoffe zu bewirken. Nun sind im Christen die vom heiligen Geist gewirkten Gaben und Kräfte vor Allem: Buße und Glaube, jene gleichsam der negative Pol, dieser der positive Pol im Christenleben. Im kranken Zustand der Seele fehlt's entweder an der rechten Buße oder am rechten Glauben. Nur wo Beide rechter Maßen vorhanden sind, nur da steht Christus klar und groß, unentbehrlich, aber auch selig gewiß vor der Seele, nur da ist Er die Harmonie und das Gleichgewicht der Kräfte. Darum wird das Heilgeschäft des Seelsorgers immer da einsetzen müssen, Buße und Glauben in richtiger Weise zu wecken oder zu stärken durch „rechtes Theilen des Worts", durch Gesetz und Evangelium.

Wir sahen, daß alle leibliche und geistliche Erkrankung dann eintritt, wenn das Gleichgewicht zwischen mangelhafter und übermäßiger, zwischen reizloser und überreizter Lebensthätigkeit verloren ist. Hiernach hat sich das Heilverfahren zu gestalten, und die zwei großen göttlichen Mittel, welche anzuwenden sind, heißen: Gesetz und Evangelium. Besteht die Krankheit der Seele in einem M a n g e l an geistlicher Lebensthätigkeit, in Mangel an Glaubenszuversicht, an Gebetsumgang mit dem Herrn, in einem Mangel an Kraft zur Überwindung der Sünde, oder an Freudigkeit zum Dienst der Liebe, so ist das Evangelium anzuwenden, gegen den negativen Mangel die positive Gabe Gottes, welche allein das Herz froh und stark macht. Denn „die Freude am Herrn wird eure Stärke sein". Besteht aber die Krankheit der Seele in einem Ü b e r m a ß und einer schiefen Richtung der geistlichen Lebensthätigkeit, wie sie in Vielgeschäftigkeit und eigenerwählter Frömmigkeit, in Überhebung über die Anderen und richterischem Wesen, in krankhaftem Bekehrungseifer oder mönchischer Weltflucht, in

Schwärmerei und geistlichem Hochmuth sich äußert, so ist das Gesetz anzuwenden, gegen das positive Übermaß die negative Schranke Gottes, welche allein den Menschen auf seinen richtigen Platz setzt, nämlich unten an am Tisch, in den Staub und in die Tiefe bußfertiger Demuth. Gerade solchen fieberhaften Kranken muß das sittliche Ideal vorgehalten werden, damit sie ihren tiefen Abstand davon erkennen und nüchtern werden, damit sie ihre selbsterwählten Werke aufgeben und in den schlichten Werken ihres Berufs einhergehen lernen, damit sie wieder aufrichtig sagen lernen: „Herr, so Du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen?“

Dieses richtige „Theilen des Wortes“, diese unterschiedliche Anwendung von Gesetz und Evangelium gehört zur Hauptaufgabe des Seelsorgers wie des Predigers. Dies scheint auf den ersten Blick höchst einfach, aber die große Schwierigkeit liegt in dem richtigen Erkennen der Krankheitsform. Denn nicht nur täuschen sich die Kranken selbst über den Sitz ihrer Krankheit, sondern sie täuschen auch den Arzt, und endlich täuscht sich auch oft der Arzt selbst, weil die Krankheiten unter entgegengesetzten Erscheinungen auftreten: scheinbares Verzagen an Gottes Gnade kann unter Umständen sehr wohl in heimlicher Einbildung auf sich selbst seinen Grund haben, darf also nicht mit dem Trost des Evangeliums, sondern muß mit dem Hammer des Gesetzes behandelt werden. Vielgeschäftigkeit am Reiche Gottes kann bei Manchen wurzeln in einem Mangel an Umgang mit dem Herrn im Verborgenen, bedarf also stärkender Mittel und zarter Pflege nach Seiten des Evangeliums zum Gewinnen der Sabbathstille neben der Arbeit.

Einst frug ich eine liebe, gottselige Bauersfrau in meiner ersten Gemeinde: Wie geht's Euch? Und sie hub an zu klagen über des Lebens Noth und Mühe. Ich ließ sie klagen, zum Schluß sagt' ich: Ja, liebe Frau, da müssen wir nun schon den Katechismus mit einander aufbeten, ich werde fragen und

Ihr müßt antworten trotz Eurer sechzig Jahre. „Wer bist du?" — Ich bin ein Sünder. — „Woher weißt du das?" — Aus den heiligen zehn Geboten, die habe ich nicht gehalten. — „Was hast du mit deinen Sünden verdient?" — Gottes Zorn und Ungnade, zeitlichen Tod und die ewige Verdammnis. — „Ist das wahr, was Ihr da gesagt? Und nun seh ich doch: Ihr habt Euer täglich Brot, dazu Kleider und Schuh, Haus und Hof, habt einen guten Mann und gesunde Kinder, habt den Herrn Jesum zum Trost und den heiligen Geist zum Licht, habt die Kirche und die Bibel, habt Eure Taufe und das Abendmahl, habt Vergebung der Sünden und die Aussicht ins ewige Leben. Liebe Frau, ich will Euch sagen: Euch geht's viel zu gut." Damit ließ ich sie stehen und ging von dannen. Als ich nach etlichen Wochen wieder am Hofe vorüberkam und sah die Frau von ferne stehen, rief ich ihr zu: „Frau, wie geht's?" und mit strahlenden Augen und einem verklärten Lächeln antwortete sie zurück: „O, Herr Pastor, es geht mir viel zu gut!"

Mit diesem Beispiel will ich nur veranschaulichen, wie aller Trost des Evangeliums an dieser klagenden Frau schwerlich so gewirkt haben würde, als die Pille Gesetz, die ich ihr gab. Ich sage darum nur: Gesetz und Evangelium sind die großen göttlichen Heilmittel, mit welchem Gott selbst seit 6000 Jahren die Menschheit curirt, und es ist immerhin werthvoll, bei jedem Heilverfahren Ein Ziel und Einen Weg zum Ziel für Alle zu kennen, um in der Fülle von Mannigfaltigkeiten eine Einheit zu besitzen. Denn im einzelnen Falle sind die Mittel und Wege unendlich verschieden, weil sie individuell sind, anders bei denen, die in Trübsal sind, anders bei Angefochtenen, anders bei tiefem Fall; anders bei Schwermüthigen, anders bei Leichtmüthigen; verschieden nach den Lebensaltern, nach den Geschlechtern, nach den Berufen, nach der Lebensstellung und nach der Lebensführung jedes Einzelnen. Hier hat das

Individualisiren seine Stätte, von welchem oben gesagt ist. Hier gilt es für den Seelsorger, das Recept richtig d. h. individuell anzupassen und die in diesem besonderen Fall wirksame Arznei zu wählen.

Im Ganzen genommen sind kleine Dosen zu empfehlen. Non multa, sed multum, nicht lange Reden, sondern das rechte Wort zur rechten Zeit. Hier ist die Seelsorge des Herrn zu bewundern und zu studiren, wie der Meister aller Meister denen, die ihn suchen, oft nur ein einziges Wort sagt zur Leuchte gerade auf dem Punkt ihres inneren Lebens, wo sie zur Zeit des Lichtes und der Förderung bedurften. Man lese die Begegnung mit dem reichen Jüngling, oder das Gespräch mit der Samariterin, oder das Verhalten zum kananäischen Weibe, um an diesen Meisterstücken der Seelsorge zu sehen, wie „er fein Alles thut zu seiner Zeit", wie er den Punkt trifft, an dem die Heilung beginnen muß, wie er zu individualisiren versteht. Oder Luc. 9, 54—62, wo der Herr einer ganzen Reihe von Personen, die an ihn herantreten, einem Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit, in seiner besondern Lage, das Recept verschreibt in einem einzigen Spruch. Von Ihm will dies suum cuique gelernt werden, sonderlich in der eigensten Erfahrung, wenn man inne wird, wie einzelne Sprüche, einzelne Psalmen, einzelne Gestalten der biblischen Geschichte in bestimmten Lagen, in gewissen Seelenzuständen geradezu wirken wie eine rechte Arzenei. Soll ich unter den Schülern Einen nennen, der diese Kunst, kleine Dosen zu geben, das kurze Worte zur rechten Zeit zu reden, in hohem Maße gelernt hat, so ist es der edle schwäbische Pfarrer Flattich, dieser Salomo im schwarzen Rock des Landpfarrers voll geistlicher Weisheit und hervorragender Erziehungskunst, mit dem feinen Salz und der heilsamen Würze seiner knappen Worte und seiner originellen Heilkunst.

Um aber die richtige Arzenei zu wählen und ein gutes Recept zu verschreiben, ist eine genaue Kenntnis der Apotheke vonnöthen. Die Apotheke aber ist die heilige Schrift. Hier gilt es eine Verwendung einzelner Sprüche, die, wenn sie richtig gewählt sind, oft eine durchschlagende Wirkung hervorbringen. Einst kam eine gottselige Frau aus meiner Gemeinde zu mir und klagte mir unter vielen Thränen, daß die Leute sie für eine Hexe verschrieen, sie deshalb mieden und ihr nichts mehr abkaufen wollten. Ich ließ sie völlig ausreden und ausweinen. Endlich rief ich ihr laut ins Angesicht: „Warum weinst du eigentlich? Solltest du nicht lachen und fröhlich sein? Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, sie werden euch auch so heißen. Du solltest dich freuen, daß du mit Christo leiden darfst!" Da schoß ein Freudenstrahl aus diesen Augen voll Thränen, der mir unvergeßlich bleibt, sie fing an zu lachen vor Freude, faßte meine Hand und sagte: „Jetzt ist Alles wieder gut, ich geh' jetzt getrost wieder heim." Das war nun so eine Art homöopathischer Kur, aber das eine kleine Schriftwort war es, das ihr half und zu Wege brachte, was lange Auseinandersetzungen über Hexen und Aberglauben nicht zu Weg gebracht hätten. Das Wort muß es thun, und die Aufgabe des Seelsorgers ist nur, den rechten Spruch zu treffen. Manchem, der unter seiner Last seufzte, habe ich folgendes Recept verschrieben: Nimm die zwei Sprüche: „Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe" und den andern: „Gottes Gnade ist alle Morgen neu", und nimm täglich, ja wenn es noth thut, stündlich davon ein. Wie manche einsame Seele habe ich getröstet mit dem einzigen Spruch des thronenden Christus: „Ich weiß, wo Du wohnest" (Off. 2, 13); wie manchen Verzagten mit dem andern Wort: „Ich weiß Deine Armuth — Du bist aber reich" (Off. 2, 9). An wie Vielen haben sich segensreich erwiesen jene vier Worte, welche das Doppelbekenntnis der Kananäerin enthalten: „Ja

Herr, aber doch", als die Gestalt der Seele, die der Herr bei uns erreichen will. — Es mag an diesen Beispielen genügen, um zu zeigen, wie das Wort allein es thun muß, aber das richtig gewählte Wort, das richtig angewendete Wort.

Endlich aber, wie es des Arztes Hauptabsehen sein muß, den Kranken so wieder herzustellen, daß er durch eine maßhaltende, richtige und gesunde Lebensweise gesund bleibe, so ist es die Hauptaufgabe des Seelsorgers, seinen Pflegling dahin zu bringen, daß er fortan ein gesundes geistliches Leben führe, daß er ihn aus der speciellen Seelsorge entlassen könne zur vollen und gesegneten Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst. Denn in diesem wird die regelmäßige Hauptseelsorge gemeinsam an allen Gliedern der Gemeinde getrieben, indem ihnen in der rechten Predigt gegeben wird, was sie vor Erkrankung behütet — die Ärzte nennen es: Prophylaxis — und was sie zur Gesundheit ihrer Seele bedürfen: der ganze Christus im Wort und Sakrament für Alle, welche im bußfertigen Glauben nach ihm greifen. Nicht umsonst ermahnt Paulus seinen Timotheus, er solle bei seinen Zuhörern dahin wirken, „daß sie gesund seien im Glauben und in der Lehre". Rechte Predigt ist ein zu Tische Dienen und Aufwarten mit gesunder Hausmannskost, ein Zusprechen, das zugleich auf die rechte Aneignung dringt. Denn der Mensch lebt nicht von dem, was er isset, sondern von dem, was er verdaut; so lebt ein Christ nicht von vielen Predigten, die er hört, sondern von dem Wort Gottes, das er sich aneignet. Darum muß der Prediger wie der Arzt nicht allein Recepte verschreiben, sondern auch die rechte Diät oder Lebensweise vorschreiben. Denn in der richtigen Lebensweise liegt das Geheimnis der Genesung: gesunde Speise, nämlich Christus, der das Brot des Lebens und das Wasser des Lebens ist, gesunde Luft, nämlich täglich und reichlich Vergebung der Sünden, gesunde Bewegung, nämlich treue Arbeit in Beruf und Stand.

Heilkunst, leibliche wie geistliche, ist auch hohe Kunst; denn sie hat es, die eine mit lebendigen Menschen, die andere mit unsterblichen Seelen zu thun. Darum geht die Parallele zwischen Arzt und Seelsorger so tief, nämlich genau so tief, wie die Parallele zwischen Leib und Seele in dem einheitlichen geistleiblichen Menschen.

Frauenarbeit im Reiche Gottes.*)

„Grüß Gott“ sagt der Schwabe, wenn er einem begegnet. Mit herzlichem „Grüß Gott“ lassen Sie, verehrte Freunde, mich anheben in Ihrer Mitte. Das ist gar lieblich, daß man hier sofort den ganzen Freundeskreis der Anstalt, welcher das Fest gilt, grüßen darf als „unbekannt und doch bekannt“. Ein inniger warmer Gottesgruß aber dünkt mich doch das Beste, was ein Pilger dem andern zurufen kann. Kommt man aber von der Reise, so soll man auch etwas mitbringen und in so ansehnlicher Versammlung brächte ich gern etwas für Alle. Das ist nicht so ganz leicht. Mein Freund, P. Schäfer, hat mir nun geholfen und mich gebeten, einige Worte über „Frauenarbeit im Reiche Gottes“ zu sagen, er hat mir aber ins Ohr gesagt, ich solle mich kurz fassen bei dem großen Thema, und der Rath mag gut sein, entweder weil wir Pastoren manchmal die Rede verziehen, so daß einen Eutychus der Kirchenschlaf übermannt und er vom Söller fällt, oder weil, wie Luther einmal sagt, es um die Ohren der Hörer ein gar zärtlich Ding ist. Der Rath ist gut, und ich werde ihn befolgen, und, was ich zu sagen habe, in Ein Wort zusammenfassen.

Ich kenne nur Eine Frauenarbeit, das ist die Liebe, Liebe geben und Liebe nehmen, Liebe reden und auf Liebe lauschen, Liebe sinnen und Liebe wecken, das ist edle Frauen-

*) Ansprache, bei einem Diaconissenfest in Altona gehalten.

arbeit, das ist reiches, weibliches Leben, auch in der kleinen Hütte, weil es reich ist und reich macht, — Liebe, das ist die wahre Genialität, denn „die Liebe ist erfinderisch". Mallet hat einmal gesagt: „es giebt Menschen ohne Hände, die können nicht geben und nicht nehmen, denen gehe ich aus dem Wege." Wohlan, die Liebe hat viele Hände, Hände zum Geben, Hände zum Nehmen, Hände zum Schützen und Stützen und Hände zum Aufrichten, Hände zum Saitenspiel gegen Saul's Trauergeist, Hände zum Pflegen der Kranken, Hände zum Falten im Gebet, Hände zum Segnen aufs Haupt, Hände auch — daß ich's nicht vergesse, zum mancherlei Schreiben im Dienste der Liebe. Könige haben lange Hände, sagt ein Sprichwort, und weil die Liebe eine Königin ist in lauter Dienen, darum hat sie so viele und lange und volle und geschickte Hände.

Arbeit genug, wenn nur Liebe genug wäre, aber da sitzt der Haken. Woher denn die Liebe? Ich hatte einen Schulknaben in der Gemeinde, der zwei Stunden weit zur Kirche hatte und seltener zum Gottesdienste kam, als mir lieb und ihm gut war. Manchmal hatte ich ihn ermahnt, aber statt zu folgen, wurde er scheu; sah er mich von Weitem kommen, so versteckte er sich. Es kam die Zeit des Confirmandenunterrichts; ich setzte den Jungen neben mich und es dauerte nicht lange, so war sein Herz in Liebe gegen mich aufgegangen. Als ich den Kindern klar machen wollte, wie alle Liebe aus dem Glauben komme, fragte ich den Knaben: „Sag einmal, hast mich lieb?" Mit glänzenden Augen sah er mich an und sagte: „Ja, Herr Pfarrer." „Aber, Georg," sagte ich, „du hast mich nicht immer lieb gehabt; denkt dir's noch, wie du mir aus dem Wege gegangen bist. Sag mir: Seit wann hast du mich denn lieb?" Da besann sich der Junge und nach einer Weile sagte er: „Seitdem ich weiß, daß Sie mich lieb haben." Ah, verehrte Freunde, so ist's zwischen uns und

unserm Gott. So lange wir uns vor ihm fürchten müssen, können wir kein Herz zu ihm haben. Aber, wenn wir erkannt und geglaubt, daß er uns je und je geliebt, dann erst werden wir auch ihn lieben.

Nun aber wohin mit der Liebe? Für Frauenarbeit der Liebe giebt es Einen Platz vor allen: das ist das Haus. Je mehr in unserer Zeit diese Wahrheit verkannt wird, desto mehr soll sie betont werden. Das ist erste und edelste Frauenarbeit im Reiche Gottes, das Haus zur Heimath, zur Stätte der Liebe zu machen. Heißt dies das Leben der Frau zu eng und kleinlich auffassen? Ich kenne allerdings Frauen, die als besondere Christinnen galten und gelten wollten, und die in allen Vereinen für das Reich Gottes zu wirken meinten, aber ihr Haus war weder dem Manne noch den Kindern eine Heimath. Ich hörte von einer Dame, die in Frauenmeetings geistliche Reden hielt, und als ihr Mann auf dem einsamen Sterbebette mit dem Tode rang, war sie in irgend einem Verein abwesend. Ich kannte auch einen Schullehrer, der zu sagen pflegte: „Mit dem Schulhalten verträmpelt man seine beste Zeit.“ Es ist das die große Gefahr, die Jeder, der sich selbst kennt, an sich merkt, daß man das freierwählte Werk lieber und leichter thut, als die gebotene Pflicht seines gottgeordneten Berufs. Mich dünkt aber, die alte Haustafel soll Recht behalten mit ihrem Schlußsprüchlein: „Ein Jeder lern' sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.“ Und wie großartig und voll und weit ist doch diese Lektion der Liebe im Hause. Denn die Liebe wandelt das Haus zu einem Dehngemach, der Egoismus zu einem Schrumpfgemach.

Wie für die Gattin, so ist auch für die Töchter und Mägdlein des Hauses Liebe die rechte Arbeit. Hier im Hause hat Gott die große Vorschule des Lebens gebaut, wo der Egoismus täglich gebrochen und Liebe täglich gelernt werden soll in den vielen kleinen und mancherlei Diensten, die

das Leben erleichtern, erheitern und schmücken. Ein Mann in meiner Vaterstadt hatte eine Pension für Söhne, die sonst nicht gut thun wollten. Einmal erhielt er einen Brief mit der Aufschrift: an die Passionsanstalt des Herrn N. Ja, wahrlich, sagte er, der Briefsteller hat Recht gehabt mit seiner Adresse! Verehrte Freunde, das Haus ist die erste und rechte Pension und darum in gewissem Sinn und Maße auch eine Passionsanstalt für Eltern und für Kinder. Aber getheilte Freude ist doppelte Freude; getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Sich freuen mit den Fröhlichen und weinen mit den Weinenden, den eigenen Willen brechen und der Eltern Willen thun, des Hauses Freud und Leid erfahren, für das Haus leben und leiden und opfern, — das ist die edle Vorschule aller Frauenarbeit im Reiche Gottes.

Aber es giebt auch solche, die noch kein Haus haben, es giebt solche, die kein Haus mehr haben, es giebt endlich solche, die zwar ein Haus haben, aber doch daneben Zeit und Kraft übrig behalten, die im eigenen Hause überschüssig ist. Diese überschüssigen Kräfte und Gaben sollen alle den Aufgaben des Reiches Gottes dienen in der Frauenarbeit der Liebe. Denn wahre Frauenliebe durchwaltet zuerst das eigene Haus mit Liebe und dann geht sie hin und hilft Häuser der Liebe bauen denen, die keines haben.

Auch dies Haus, zu dessen Förderung wir heute Abend versammelt sind, will der Frauenarbeit im Reiche Gottes dienen. Liebe hat es erdacht, Liebe hat es gebaut, Liebe hat die Schwestern gedrungen zu kommen, Liebe will in allen Räumen walten, und Liebe will die Kranken pflegen und erquicken. Lieben und Laben soll das tägliche Geschäft in diesem Hause sein. So wollen denn auch wir den Schwestern Lieben und Laben an unserm Theile bringen, indem wir auch ihnen Erholung und Erquickung und Ruhetage gönnen und schaffen. Ja, Lieben und Laben — das ist etwas für uns

Alle, das wünsche ich als Pilgrim meinen Mitpilgern allen, eingedenk jenes schönen Verses, den der edle Rückert gesungen:

Wehe dem, der zum Sterben geht
Und Keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Kruge, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

Menschenkenntnis.

Das ist ein schweres Kapitel, in welchem man nicht auslernt. Wie schwer hält es, daß ein Mensch sich selbst kennt und versteht, wie viel schwerer, daß ein Anderer ihn richtig beurtheilt. Wie viel hängt davon ab, welche Brille man trägt beim Anschauen des Nächsten. Es giebt optimistische Brillen und pessimistische, es giebt Brillen der Liebe, welche auch der Sünden Menge deckt, und Brillen des Egoismus, welcher die Fehler des Andern vergrößert, weil er die eigenen übersieht. Es kommt hinzu, daß es manchen Menschen so schwer wird, sich einem Andern verständlich zu machen, zumal mit dem Besten, was er hat. Und doch ruht auf dem Verstehen und Sich-verständlich-machen alle Gemeinschaft der Menschen unter einander.

Wahre Menschenkenntnis wächst nur hervor aus tiefer Selbsterkenntnis, aus dem Studium der eigenen Naturgeschichte. Aber mancher Gelehrte weiß „von der Ceder auf Libanon und vom Ysop, der an der Wand wächst" und kennt das kleine Ding nicht, das eigne Herz in seinem Busen, das doch so unruhig ist und in Alles mit hinein redet.

Wahre Selbsterkenntnis wächst aber hervor aus der Gotteserkenntnis. „Wer will des Menschen Herz ergründen, das trotzige und das verzagte Ding? Ich, der Herr, kann es ergründen, der Herzen und Nieren prüft." Dies zeigt der

kleine lutherische Katechismus in überraschender Weise. Gerade da, wo er in den drei Artikeln des christlichen Glaubens die tiefste Gotteserkenntnis entfaltet und ausbreitet, da findet sich auch die tiefste Selbsterkenntnis. Gegenüber dem Vater, dem Schöpfer und Geber aller Gaben, bekennt der Christ von sich: „ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit"; gegenüber dem Sohn, dem Erlöser, bekennt er sich im zweiten Artikel als „einen verlornen und verdammten Menschen"; und gegenüber dem heiligen Geist und seinem Werk der Heiligung im dritten Artikel bekennt er: „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft".

So empfängt er von Oben her allein die festen richtigen Maßstäbe zur Beurtheilung seiner selbst und von da aus auch zur Beurtheilung der Menschen. Es liegt hier Alles am geschichtlichen Verständnis. Die Geschichte, welche Gott mit uns in Geburt und Taufe angehoben und im Ernst Gottes und in der Güte Gottes hindurchgeführt hat, ist der Schlüssel unsrer Selbsterkenntnis. Unsre eigene Lebensgeschichte in Freud und Leid, in Hemmungen und Förderungen, wird zum Schlüssel des Verständnisses für Andere. Es ist zwar nicht wahr, was Frau v. Staël gesagt hat: „Tout connaître c'est tout pardonner", aber das ist wahr, daß ein Mensch geschichtlich will verstanden sein, wie und wodurch er geworden, was er ist. Wenn ich Jemand wollte kennen lernen, so habe ich ihn meist gebeten, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, und habe dann scharf zugehört, was er mittheilte und was er verschwieg. Einer meiner Vikare frug mich einmal, woran man denn in der Seelsorge die Überzeugung gewinnen könne, ob Jemand wahrhaft bußfertig sei. Ich erwiederte ihm: eine absolute Gewißheit gäbe es darüber nicht, weil Gott allein der Herzenskündiger sei; doch hätte ich manchmal mit Erfolg das Mittel angewendet, daß ich Jemand auf den Fuß träte, um zu hören, wie er schreit. Gedemüthigte Seelen sagten dann wohl: „es wird wohl so sein; wenn ich es auch noch nicht erkenne, so

will ich es doch prüfen." Oder ich bekam zur Antwort: „wenn es auch in diesem Stück nicht ganz zutrifft, so bin ich darum doch nicht gerechtfertigt." Hat es der Herr in seiner Seelsorge mit dem kananäischen Weibe nicht auch so gemacht, als er sie einen Hund nannte, und sie es sich gefallen ließ und sprach die goldenen Worte: „Ja Herr — aber doch!" Ich kann nicht leugnen, daß mir ein Buch, das ich in einer Zeit des Werdens las, große Dienste geleistet hat. Es trägt den Titel: „Der neue Pitaval" und theilt die merkwürdigsten Fälle der Kriminalgeschichte mit und zwar so, daß es zuerst den Fall geschichtlich erzählt, dann die Fragen stellt, auf welche es ankommt, und schließlich die Entscheidung der Gerichte mit den Gründen derselben verzeichnet. Wenn ich den Fall gelesen und bei den Fragen angekommen war, hielt ich allemal inne, um mir mein eigenes Urtheil über Recht und Unrecht, über Schuld und Unschuld zu bilden. Aber wie erstaunte ich oft, wie vorschnell ich geurtheilt hatte, wenn ich nachher die sorgsame Abwägung der einzelnen Thatsachen und Beweggründe in dem Urtheil der Juristen las. Dies hat mich später vor manchem vorschnellen Urtheil behütet.

In hartnäckigen Fällen kommt freilich Alles darauf an, daß man nichts behauptet, was man nicht beweisen kann. Ich muß die schmutzige Mütze in der Hand halten, wenn ich den Betreffenden überführen soll, daß er in der Gosse gelegen hat. In meiner ersten Gemeinde, wo ich alle Güter und Äcker der einzelnen Höfe kannte, stand ich einst in meinem Studirzimmer und schaute durch ein Fernrohr ins Feld. Da gewahrte ich in ziemlicher Entfernung eine Frau, die zu den Wohlgesessenen und Ehrbaren in der Gemeinde gehörte. Sie kam vom Futtermachen und ging über die Wiese eines Vollhöfners, auf welcher große Futterhaufen gemäht lagen. Scheu blickte sie sich um und griff dann mit vollen Händen in den Haufen und füllte ihr eigenes Bündel. Andern Tages be-

schied ich die Frau zu mir und sagte ihr ins Angesicht: „Sie haben gestohlen.“ Empört fuhr sie auf und frug: „Wer hat das von mir gesagt?“ Ruhig erwiederte ich ihr: Ich sage es, und zugleich nahm ich das Fernrohr, richtete es auf jene Wiese und hieß sie durchsehen, indem ich fragte: „Kennen Sie diese Wiese und jenen Futterhaufen?“ Da wurde sie feuerroth und gestand, was sie gethan. Ich aber sagte zu ihr: „Dieses Mal habe ich Sie gesehen mit dem kleinen Fernrohr. Vergessen Sie nie, daß Einer droben ist mit einem großen Fernrohr und sieht alle Dinge, ja er sieht ins innerste Herz hinab.“

Bei der Beurtheilung der Menschen kommt wesentlich in Betracht, nach welcher Seite die sittliche Gefahr vorwiegt. Johannes gliedert die Lust der Welt in die drei verschiedenen Richtungen: „Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen“. Es ist im Wesentlichen die Lust zu besitzen, zu genießen, zu gelten, auf welche zwar der Mensch in der Schöpfung angelegt ist, nämlich: zu besitzen die Erde, zu genießen die Früchte des Gartens Eden und zu sein ein Ebenbild Gottes, aber welche er in der Sünde wider Gott zur Leidenschaft werden ließ als Genußsucht, Ehrsucht und Habsucht. Schon in den verschiedenen Lebensaltern wiegt eine jener Leidenschaften vor: in der Jugend die Genußsucht, im Mannesalter die Ehrsucht, im Greisenalter die Habsucht. Besonders beachtenswerth ist aber die Erscheinung, daß die eine Leidenschaft sehr oft die Kraft der beiden andern in sich aufsaugt, so daß sie fast völlig zurücktreten. Der Genußsüchtige ist weder stolz noch geizig, sondern meist gutmüthig und mittheilsam. Der Stolze schwelgt nicht und spart oder geizt nicht, wenn es seine Ehre gilt. Der Geizige endlich versagt sich den Genuß und setzt die Ehre aus den Augen, wenn es zu gewinnen giebt. Man darf sich doch durch die Abwesenheit von zwei dieser Leidenschaften nicht blenden und täuschen lassen über die Anwesenheit der

einen, sondern ihr muß der Feldzug gelten, es sei bei uns selbst oder bei denen, für deren Pflege und Erziehung wir verantwortlich sind.

Denn Eine festgehaltene Sünde frißt in dem Menschen um sich wie der Krebs; alle Säfte des inneren Organismus ziehen dahin und eitern, verzehren die Kraft und entstellen das Wachsthum des Worts in einer Seele. Der Dunstkreis eines solchen Menschen wird davon durchdrungen und wirkt entweder abstoßend oder ansteckend auf Andere.

Das Werk Gottes in einer Seele.

Es ist aber etwas Wunderbares um den Blick in die Werkstatt Gottes, den er uns da und dort gönnt, wenn wir sein Werk in einer Menschenseele gewahren dürfen und überwältigt werden von der Größe seiner Geduld und der Treue seiner Heilpflege. Darum lese ich so gern Lebensbeschreibungen frommer Christen, sonderlich wenn der Biograph es verstanden hat, auf die Fußtapfen Gottes darin den Nachdruck zu legen. Auch im Umgang mit Menschen, auch in der Seelsorge gilt es, auf das Werk Gottes zu achten, es nicht zu stören, es nicht gewaltsam zu beschleunigen, sondern es zu begleiten, es zu deuten und zum Verständnis zu bringen als ein Engel Gottes zur Seite, als ein Philippus auf dem Wagen. Es ist nichts schön an einem Menschen, als das Werk Gottes an ihm und in ihm; aber wo man dies erblicken darf in der Führung einer Seele, da steht man mit Mose in der Felsenkluft und schaut den Spuren Gottes hintennach und betet Den an, der da ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue"; denn man hat die Herrlichkeit des Herrn vorüberziehen sehen. Geschieht dies schon hienieden, wo unser Auge blöde und all unser Erkennen Stückwerk ist, welch eine Freude wird es in der Ewigkeit sein, das Werk Gottes an jeder geretteten Menschenseele aus ihrem eigenen Munde lobsingen zu hören!

Aus dem Blick auf das große Werk Gottes an dem Einzelnen wie an den Vielen wächst die rechte Geduld, in welcher ein Christ sich üben muß im Umgang mit den Menschen. Welche Geduld hatte Moses mit dem Volke, so spröde auch und ungefüg dies Material für den großen Bau war, welchen er ausführen sollte. Zerbricht er auch im Zorn die Tafeln, als er vom Berge herabsteigt, so steigt er doch in der brennenden Liebe wieder hinauf und will Gottes Zorn tragen an Israels Statt. Welche Geduld trägt Christus mit den Jüngern in ihrem Unverstand und Schwachheit, da auch sie ein gar so geringes Material waren für den Bau seines Tempels im heiligen Geist. Und nur wir haben oft wenig Geduld, die wir doch selbst zu dem spröden Material gehören, welches von lauter Geduld Gottes allein leben kann.

Aus der Kanzlei.

Akten vor und nach Mitternacht.

Wenn Richard Rothe gesagt hat: unter manchen schönen Dingen in der seligen Ewigkeit nach der großen Hauptsache freue er sich auch darauf, daß es im Himmel einmal kein Briefschreiben mehr gebe, so war ich manchmal nahe daran, dem Worte die Wendung zu geben: Gottlob, daß es im Himmel einmal keine Akten mehr geben wird. Erging es mir doch wunderlich damit. Kaum hatte ich meine Antrittspredigt gehalten, so erschien in meinem Hause die Superintendentur in Gestalt eines riesigen Aktenbündels, einige Tage darnach erschien die Generalsuperintendentur in Gestalt eines ebensolchen Aktenbündels und wieder einige Tage darauf erschien das Consistorium in Gestalt von vielen Akten. Ich sah mich umringt von lauter Papier. Ich öffnete meine Registratur im Oberstock — Schrank an Schrank lauter Papier; ich ging ins Consistorium und nach meinem Grundsatz, mir Alles gründlich zu besehen, bat ich den Sekretär, mir die Consistorialakten zu zeigen. Er führte mich durch viele Säle — Saal um Saal von unten bis oben angefüllt mit Papier, und als wir im letzten Saal anlangten, deutete er durchs Fenster auf ein langes Hinterhaus im Hofe und sprach: „Dies Haus ist von unten bis unter das Dach mit Akten an-

gefüllt, das sind die reponirten Akten!“ Da stand ich ganz verwundert, ich hatte in meinem ganzen Leben nie so viel Papier beisammen gesehen, ich kam mir vor, als wäre ich in einem egyptischen Tempel zu Memphis, umgeben von lauter Mumien, und war mir zu Muthe, wie der Dichter sagt:

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an,
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

Nun soll Verwunderung nach Plato immer der Anfang des Erkennens sein. So sann ich nach über den Ursprung und den Werth der Akten. Ich sah bald, daß die Akte in erster Linie dem Juristen, insonderheit dem richterlichen Beamten zugehört, während der Theologe, insonderheit der Prediger und Seelsorger es mit den lebendigen Menschen und den unsterblichen Seelen zu thun hat. Darnach glaubte ich zu sehen, weshalb der Jurist, der Richter so großen Werth auf die Akte legt, woher jenes tendre für die „lieben Akten“ kommt, wie sich einmal ein hochgestellter Jurist in meiner Gegenwart ausdrückte. Der Richter kommt erst zur Thätigkeit, wenn ein corpus delicti, ein abgeschlossener Fall vorliegt, er urtheilt nur über einen vorhandenen Thatbestand und hat durchaus keine Veranlassung, diesen Thatbestand zu ändern, im Gegentheil, es kommt ihm Alles darauf an, denselben so reinlich zu constatiren, zu conserviren, wie er ist. Den vorgefundenen Thatbestand zu bessern, muß der Richter stets andern Mächten überlassen. Seine Rechtsprechung erfolgt nur nach vorhandenen Gesetzen, und seine Thätigkeit geht darin auf, daß er auf den vorliegenden Fall das entsprechende Gesetz anwendet. Deckt sich Fall und Gesetz, so ist seine Aufgabe gelöst, er spricht das Urtheil und hat mit der Sache weiter nichts zu schaffen, er greift nach dem folgenden Fall in der folgenden Akte und vergleicht wieder nach dem Gesetz. Leben zu wecken, Böses zu verhindern, Gutes zu schaffen ist seines

Amtes nicht, sondern anderer Leute, wie der juristische Satz sagt: „Ne procedat judex ex officio“ — der Richter soll nie von Amtswegen vorgehen. Es fehlt ihm die Initiative oder zu deutsch: die Inangriffnahme. Seine ganze Initiative geht höchstens auf Beantragung neuer Gesetze. So sehr deshalb meine Hochachtung vor dem echten Juristen gewachsen ist, vor dem Manne des Rechts mit der vorsichtig abwägenden Scheu, das Recht zu beugen oder auch nur zu kränken, vor dem Vertreter der strengen Gerechtigkeit mit dem großen Bewußtsein, die Majestät des Gesetzes zu wahren, so viel wir Theologen von den echten Juristen zu lernen haben in der Maßhaltung des Urtheils, so liegt andrerseits die Gefahr nahe, bei der Vorliebe für Akten den Muth der Initiative zu verlieren und zu jener Geschäftsauffassung hinzuneigen, welche Alles nur an sich herankommen läßt und sich mit der Beurtheilung vorhandener Thatsachen zufrieden giebt.

Aus diesen Gedankenreihen ging mir ein Licht auf über Luther's bekannten Unmuth über die Juristen und Kanonisten. Denn die Reformation hat es in erster Linie mit der Änderung der Menschen und der Zustände von innen heraus zu thun, wie Luther's erste These bezeugt, sie schlug ein gewaltiges Loch in das geltende historische Recht, sowohl des Kaisers als des Papstes, und schuf ein neues Recht, das den alten Juristen und Theologen als ein Unrecht erschien. Aber es war mit dem Auftreten der Reformation nicht anders als mit dem Auftreten des Christenthums selbst. Sein erster Ruf im Munde Johannis des Täufers wie im Munde Christi lautet: „Ändert euren Sinn“, und das ganze Christenthum kennt kein historisches Recht, Tradition oder Gesetz, das gegen seine ändernde, erneuernde Macht sich auflehnen dürfte. Die Justiz hat es mit den geschehenen Thaten der Menschen zu thun, soweit sie in den Akten vorliegen, so daß man sie des Sprichwortes zeiht: Quod non est in actis, non est in mundo, — was nicht

in den Akten steht, das existirt nicht in der Welt. Aber das Evangelium hat es mit den großen Thaten Gottes zu thun, wie sie in den Akten der heiligen Schrift stehen, und mit den agenda der Menschen, mit ihrer Änderung, Bekehrung und Heiligung.

Es war in einer stillen Nacht, in welcher ich über einem dicken Aktenbündel bis Morgens drei Uhr saß — da ging mir noch eine andere Seite der Akten auf, die sie mir groß und ehrwürdig erscheinen ließ. Ich wollte mich über Vorgänge früherer Zeiten unterrichten, über die mir Niemand sichern Bescheid geben konnte. Ich saß und las und las: da war's, als würde meine stille Studirstube lebendig — die Bilder vergangener Jahrhunderte stiegen aus den vergilbten Papieren und Pergamenten vor mir auf, es wandelten an mir vorüber die alten ehrwürdigen Generalsuperintendenten und Prediger der herzoglichen Stadt Celle, ich sah die Gestalten der alten gestrengen regierenden Bürgermeister und hochachtbaren Rathsherren, ich hörte in die Versammlung der Kirchenjuraten, der Zunftmeister, worin die Schneiderzunft das Wort führte, ich blickte in alle die nebenherlaufenden feinen Fäden der leitenden Persönlichkeiten, in all den Widerstreit der verborgenen Mächte — es war, als wachten die Geister der Vergangenheit auf und redeten mit mir, ein jeder in seiner Sprache, so daß, als ich das letzte Blatt umschlug, die Akten mir mehr erzählt hatten, als mir die ganze Stadt hätte erzählen können. Ich wurde erinnert an jenes Wort des großen Dichters in seinem König Heinrich VIII., 5. Aufzug, 1. Scene:

— — — — — — „Geschäfte,
Die mitternächtlich umgehn, wie die Geister,
Sind mildrer Art in sich, als solches Treiben,
Das Fördrung sucht bei Tag!"

Seit jener Nacht habe ich eine stille, aufrichtige Hochachtung gegen die Akten empfunden, die nicht wieder gewichen ist. Denn die Akte giebt den Blick in das Gewordensein und das geschichtliche Verständnis, worauf jedes reife Urtheil allein ruhen kann. Weil die Akte Theil nimmt an der Wahrheit des Satzes: Litera scripta manet — der geschriebene Buchstabe bleibt, darum hat sie so großen Antheil an dem Werth, den alle Geschichte hat.

Alle Akten hienieden bleiben unvollständig. „Der Mensch siehet was vor Augen ist, Gott siehet das Herz an.“ Droben aber werden die Akten eines jeden Menschenlebens mit untrüglicher Wahrheit und mit lückenloser Vollständigkeit geschrieben in „den Büchern der Werke“, wie sie Johannes im Gesicht aufgeschlagen sieht am Tage des Gerichts. Nach diesen Akten wird der Spruch des Weltenrichters erfolgen, von dem es keine Appellation mehr giebt.

Jede menschliche Akte ist ein Bruchstück aus der Geschichte eines Menschenlebens, ein Kapitel aus einem Buche, dem die Vorrede und der Schluß fehlt. Darum weist jede Akte über sich hinaus, wie alles Stückwerk hienieden, auf die Zeit und den Tag, wo die Akten geschlossen werden, und auf die Ewigkeit, wo es Gottlob einmal keine Akten mehr giebt, keine Geschichte und keine Zukunft, keine Akten und keine Weissagungen, sondern lauter selige Gegenwart und lauter Lobgesang im Schauen Gottes und in der Liebe der Brüder.

Regieren ist schwer.

Es geht ein starker Zug der Unbefriedigtheit, der Unzufriedenheit durch unsre Zeit. Auf der einen Seite steigert er sich zum Verzweifeln an den Zuständen und offenbart sich in

dem Heer von Selbstmorden. Auf der andern Seite nimmt er die Gestalt an, daß er die Regierenden verantwortlich macht für die socialen Zustände, und offenbart sich in den politischen Morden, bis zum Königsmord.

Auch die kirchlichen Kreise sind von diesem Zeitgeist angefochten, wenn er sich auch in anderer Gestalt äußert. Es giebt eine große Zahl von kirchlichen Malcontenten. Die Einen machen das Kirchenregiment verantwortlich für jeden Schaden Joseph's und räsonniren weidlich über das Consistorium; die Andern separiren sich selbst.

Nun hat gewiß das Regiment in Staat und Kirche eine ungeheure Verantwortung, weil es die Aufgabe der Reform hat neben der Aufgabe, das Bestehende zu conserviren, soweit es gut ist. Aber Eins darf nie vergessen werden: Leben kann das Kirchenregiment nicht schaffen. Es kann und soll Ordnung schaffen und der Unordnung wehren, es kann vorhandenem Leben feste kirchliche Gestaltung, einheitliche Leitung, gesunde Schranken und gemeinsame, zielbewußte Wirksamkeit geben, aber Blüthe und Frucht, Frühling, Sommer und Herbst schafft man mit allen regimentlichen Verfügungen und Erlassen nicht. Leben kommt in der Kirche allein aus dem Wort, aus dem Evangelium, aus dem heiligen Geist. Hier aber liegt in erster Linie die Aufgabe des Predigtamts; denn es ist das Amt am Wort, das Amt, das die Versöhnung predigt, das Amt, das den Geist giebt. Dem Kirchenregiment fehlen durchaus die Mittel, geistliches Leben zu wecken, es kann immer nur „veranlassen". Selbst dies ist schon dankenswerth und erfreulich, wenn das Regiment diese Aufgabe erkennt und zu lösen unternimmt, wie vielfach in unserer Zeit geschieht, während in früherer Zeit die Consistorien sich vielfach nur für eine richterliche Behörde ansahen und sich darauf beschränkten, Entscheidungen zu treffen in streitigen Fällen.

Für das Kirchenregiment einer Landeskirche tritt noch eine besondere Schwierigkeit hervor. Weil es die Tendenz hat, das Volk zusammenzuhalten, so wird es immer zu Compromissen geneigt sein. Darin liegt aber die Gefahr, die Wahrheit preiszugeben oder abzuschwächen, um Trennungen oder Reibungen zu vermeiden, nach dem Consistorialvotum des Kaiphas: „Es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe."

Die Gefahr muß sehr groß sein, da in der Schrift geradezu geweissagt wird, daß „die Bauleute" den Eckstein verwerfen, und in der Schrift uns erzählt wird, daß ein so muthiger Mann wie Petrus grade im Consistorialgebäude den Herrn verleugnet hat, weil es dort so kalt war, daß er nicht in der Ecke stehen wollte, isolirt und mit seinem Galiläerdialekt, sondern am warmen Kohlenfeuer auf der Höhe der Situation bleiben und den Verhältnissen Rechnung tragen wollte.

Darum sage ich: Regieren ist schwer, doppelt schwer im kirchlichen Regiment. Als klassischer Beleg dafür mag eine Stelle aus der Vorrede zur Lüneburger Kirchenordnung aus dem Jahr 1619 folgen, worin der edle Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg sammt seinem erfahrenen Generalsuperintendenten Johann Arndt zu Celle schreiben: „Obwohl die gemeine Vernunft und tägliche Erfahrung bezeuget, daß unter allen irdischen Dingen nichts schwerer und mühsamer, als zu eines Jeden nur ziemlicher Satisfaktion in geist- und weltlichen Dingen wohl zu regieren, so befinden wir doch je länger je mehr, daß zwar das weltliche Regiment ... noch zu ertragen, das geistliche aber, als das ewige Gut betreffend, ... in viele Wege schwerere Verantwortung auf dem Rücken trägt und erfordert und also sorgsamer und vorsichtiger an- und fortzustellen ist."

Das elfte Gebot.

Der Titel ist etwas bedenklich für deutsche Ohren, weil etliche Spottvögel ihre lose Rede damit getrieben haben. Aber lies erst einmal, lieber Leser, was ich dir erzählen will, und dann sage, ob der Titel nicht schön und wahr ist. Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, und die Antwort auf das biblische Räthsel und seine Frage: „Was ist das?“ muß es ausweisen.

In England lebte vor zweihundert Jahren ein ehrwürdiger Geistlicher mit Namen Usher, weithin bekannt als Zeuge Christi, als gelehrter Theologe und als unermüdlich treuer Diener der Kirche. Er bekleidete das hohe Amt eines (protestantischen) Erzbischofs und hatte als solcher zu wachen über Lehre und Leben der Pastoren in seinem Sprengel. Zu diesem Zweck hielt er die Kirchenvisitationen hin und her im Lande ab, nach Pauli Vorbild, welcher „die Städte durchzog, die Brüder zu besehen, wie sie sich halten“. Wenn er dann kam, war freilich Alles in der Ordnung. Denn er war lange vorher angemeldet, bei seiner Ankunft läuteten alle Glocken, wenn er vierspännig in den Ort fuhr, der Pastor predigte vortrefflich, der Lehrer lehrte vortrefflich, die Gemeinde verhielt sich vortrefflich, die Berichte lauteten vortrefflich, und das glänzende Gastmahl am Schluß mundete vortrefflich.

Aber solche Weise zu visitiren genügte nicht dem Herzen dieses gottseligen Oberhirten. Er wollte sich selbst überzeugen

von dem Zustande der Gemeinden und beschloß, neben jenen amtlichen Visitationen noch eine andere Weise der Besuche zu halten — unerkannt, incognito, unangemeldet, ungeahnt. Er verkleidete sich als Bettler, puderte sich die Haare, um sein Aussehen unkenntlich zu machen, hing eine Tasche um, nahm einen Stab in die Hand und wanderte so in der Stille durch die Gemeinden, kehrte in den Pfarrhäusern ein, saß als Bettler Sonntags in den Kirchen und hörte zu, sprach mit den Leuten und fragte sie aus. Der arme Bettler empfing oft ein gar anderes Bild, als der Erzbischof.

Einstmals kam er nun auch in die Gemeinde, an welcher der fromme, noch heute durch seine von Geist und Leben aus Gott erfüllten Schriften fortwirkende Rutherford Seelsorger war.*) Wie freute sich sein Herz darauf, einen geistesverwandten Bruder zu sehen und zu hören! Schon neigte sich der Tag, als er am Sonnabend als Bettler am Pfarrhause anklopfte. Freundlich empfing ihn die Pfarrfrau und wies ihm die Ofenbank zum Sitze und gab ihm Speise zum Abendbrot. Da es die Nacht vor dem Sonntag war, so blieb Rutherford auf seiner Studirstube, und an seiner Statt hielt die Pfarrfrau die Abendandacht mit Kindern und Gesinde. Nach dem Gesange las sie einen Psalm, that einige Fragen und wandte sich zuletzt auch an den armen Bettler auf der Ofenbank und frug: „Nun, lieber, alter Mann, gebt mir auch eine Antwort. Hier im Psalm ist die Rede vom Gesetz des Herrn, so sagt mir: Wie viel Gebote hat denn das Gesetz?" — „Elf" — antwortete der Bettler. Darauf frug sie ihren kleinen sechsjährigen Johannes: „Sag Du, wie viel Gebote giebt's?" und er antwortete flink: „Zehn." So wandte sich die Pfarrfrau wieder zu dem Bettler und sagte: „Ist das nicht traurig, daß Ihr so wenig vom Worte Gottes wißt! Seid nun schon so alt und grau

*) Rutherford's Briefe. Aus dem Englischen. Mit Vorwort von Generalsup. Dr. Kögel.

geworden, und wer weiß, wie bald Euch der Herr abrufen wird. Wollt Ihr denn nicht noch umkehren, ehe es zu spät ist, und bedenken zu dieser Eurer Zeit, was zu Eurem Frieden dient? Ach seht, der Herr hat so lange Geduld mit Euch getragen, weil er Euch selig machen möchte; Ihr seid so arm, und er wollte Euch gern so reich machen. Versäumt doch Euer ewiges Erbe nicht, sondern heute, so Ihr seine Stimme höret, so verstocket Euer Herz nicht.“ So ermahnte sie ihn mit eindringlichen bittenden Worten der Liebe, und der alte Bettler saß schweigend und in sich gekehrt auf der Ofenbank.

Zur Ruhestatt wurde ihm eine Dachkammer angewiesen, welche gerade über Rutherford's Studirzimmer lag. Lange blieb er auf und lauschte; denn er hätte so gern den Mann Gottes beten hören in seinem Kämmerlein. Als aber bis tief nach Mitternacht Alles stille war und nichts sich regte, da kniete er nieder und hob an zu beten. Rutherford, der noch an seiner Predigt arbeitete, war erstaunt, über sich eine Stimme zu hören, und schlich leise hinauf vor die Dachkammer, in welcher der Bettler sein Quartier bekommen. Da vernahm er drinnen die Stimme eines Knechtes Gottes, der für sein Volk in den Riß stand, er hörte Fürbitte aufsteigen für den König und alle Obrigkeit, für alle Bischöfe und Pfarrherren, für alle Gemeinden und alle Noth auf Erden, für die Wittwen und Waisen, für die Betrübten und Angefochtenen, für die Kranken und Sterbenden — kurz er hörte ein priesterliches Herz vor seinem Gott sich ausschütten. Als das Amen gesprochen war, klopft er an die Thüre und sagt zu dem erstaunten Gast: „Lieber Bruder, Sie sind der arme Bettler nicht, von dem mir meine Frau gesagt, nennen Sie mir Ihren Namen.“ Der Gast bittet, seinen Namen verschweigen zu dürfen, aber Rutherford dringt in ihn, da er als Wirth wohl wissen dürfe, wen er als Gast unter seinem Dache beherberge. Als der Gast nun antwortet: „Ich heiße Usher,“ da reichte ihm

Rutherford tiefbewegt die Hand mit den Worten: „Gesegnet sei der Tag, der Sie in mein Haus geführt! Aber nun kommen Sie mit mir in die beste Stätte meines Hauses, die ich Ihnen bieten kann.“ „Hier lassen Sie mich bleiben,“ entgegnete der Erzbischof, „zur kleinen Strafe, daß ich mich hier eingedrängt.“ Nach einigem Zögern antwortete Rutherford: „Ich bitte um eine andere Entschädigung: Sie sollen morgen meiner Gemeinde das Evangelium verkündigen. Ich hole Ihnen schwarze Kleider von mir und sage meiner Frau: der alte Bettler ist in der Nacht weggegangen, und ein lieber Bruder ist zu uns gekommen, der für mich predigen will.“

Der Morgen kam, die Glocken läuteten zur Kirche, Rutherford ging mit dem fremden Prediger in die Sakristei, die Pfarrfrau mit den Kindern und dem Gesinde in den Pfarrstuhl gegenüber der Kanzel. Nach einem brünstigen Gebet begann der Prediger mit einem Eingang über das Gesetz des Herrn und die heiligen zehn Gebote. Dann aber machte er eine kühne Wendung in seiner Rede und sagte: wir Christen im Neuen Bunde wüßten noch von einem elften Gebot, und unter Gottes Beistand wollte er heute davon predigen, nahm die Bibel, schlug seinen Text auf und las das elfte Gebot, wie es verzeichnet steht im Evang. Johannis Kapitel 13, Vers 34: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander lieb habt.“ Und nun hob er an mit hinreißender Gewalt zu reden von der Liebe Christi zu uns und von unsrer Liebe zu den Brüdern. Die Pfarrfrau aber schaute verwundert aus ihrem Pfarrstuhl zur Kanzel hinauf, und es wollte ihr bedünken, daß der Prediger von heute doch eine seltsame Ähnlichkeit mit dem alten Bettler von gestern besitze. Als aber der Gottesdienst zu Ende war, trat Usher zu der Pfarrfrau und reichte ihr die Hand und sagte: „Liebe Schwester in dem Herrn, Sie haben gestern Abend das elfte Gebot an mir erfüllt, und mehr

als das leibliche Brot, das Sie mir reichten, hat mich die geistliche Speise und die Liebe erquickt, mit welcher Sie sich meiner Seele angenommen. Die Predigt, die Sie mir gestern Abend gehalten, wird mir unvergeßlich bleiben."

Das ist die schöne Geschichte vom elften Gebot, zu Nutz und Frommen aller Bischöfe und Pfarrherren von wegen der Kirchenvisitationen, auch zu Ehren frommer Pfarrfrauen von wegen eines guten Worts am guten Ort, zur Lektion endlich für alle Christen, daß sie das elfte Gebot fleißig studiren und täglich üben, sie seien nun reiche Herren oder alte Bettler, von wegen der geheimen Hausvisitation, welche incognito abgehalten wird von Einem, der arm ward um unsertwillen, auf daß wir durch seine Armuth reich würden, und hinsichtlich deren es bei dem alten Sprüchlein bleibt:

„Ein Jeder lern' sein' Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn."



Aus
dem Sterben für das Sterben.

Sankt Pauli Sterbensfreudigkeit.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Sankt Pauli Sterbensfreudigkeit.

„Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben. 2. Tim. 4, 6—8.

Paulus schreibt diese Worte im Blick auf sein nahes Sterben, als Worte eines Meisters an seinen Schüler, als Worte eines geistlichen Vaters an seinen Sohn in dem Herrn. Er vergleicht sein Sterben, das ihm klar vor Augen steht, dem Ausgießen einer Opferspende, eines Trankopfers, welches tropfenweise zur Erde fällt. So sieht er sein Leben dahinfallen im Dienste der Gemeinden, nicht durch einen einmaligen Heldentod, sondern durch ein langsames Verbluten in Selbstverleugnung. Das ist die Sprache eines Priesters, welcher sich selbst aufopfert in der Nachfolge Christi.

Der edle lüneburger Herzog Ernst der Bekenner zu Celle hatte zum Wahlspruch seines Lebens erkoren: Inserviendo aliis consumor, d. h. Im Dienste Anderer verzehre ich mich. Wenn das der Mann des Staats gesagt, wie viel mehr muß es gelten als Losung des Christen und des Predigers. Denn diese Selbstaufopferung ist die Innenseite alles priesterlichen Dienens und hat die Art des heiligen Salzes und Feuers,

welche beim Opfer nicht fehlen darf. Denn das Salz muß sich auflösen, wenn es salzen soll, und das Feuer kann nur dann Andere erwärmen, wenn es sich selbst verzehrt.

Paulus vergleicht aber sein Sterben in dem obigen Spruch auch einer Abreise, da er die Anker lichtet oder das Zelt abbricht. Er weiß sich als einen Pilgrim Gottes, der hienieden nicht daheim ist, sondern auf der Wanderschaft nach der Stadt Gottes droben, und weiß, daß Christen ihr Passah halten im Aufbruch, als die hinwegeilen.

An der Schwelle des Todes wirft Paulus einen Rückblick auf sein Leben und läßt uns daraus erkennen, wie er sein Leben aufgefaßt hat. „Ich habe den edlen Kampf, der uns Allen verordnet ist, gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glauben bewahrt." Hier liegt der Nachdruck. Er vergleicht sein hinter ihm liegendes Leben im Dienste Christi mit einem edlen Kampf, darin er einherging in der geistlichen Waffenrüstung, im Panzer der Gerechtigkeit, mit dem Helm des Heils, mit dem Schilde des Glaubens und dem Schwerte des Geistes, nämlich dem Worte Gottes. Er hat gestritten und Beute gemacht, weil er seine eigene Seele gerettet und viele Seelen zu den Füßen Jesu geführt hat. Er vergleicht aber sein Leben hinter ihm auch einem angestrengten Lauf nach dem Kleinod. Denn er ist gewandert als ein Bote Gottes, den Pilgerhut auf dem Haupt und um die Lenden gegürtet, die Pilgerschuhe an den Füßen und den Pilgerstab in der Hand, und hat die frohe Botschaft von Christo getragen von Land zu Land, von Damaskus bis Rom, der Welthauptstadt. Nun so nahe am Ziel, als er im Geist die Zinnen der Stadt Gottes im Morgensonnenschein erblickt, ruft er aus: „Ich habe den Lauf vollendet," den angestrengten Lauf nach dem Kleinod, nämlich seiner eigenen Seligkeit und der Seligkeit der durch ihn geretteten Menschen. Das ist Pauli Laufbahn und seine „Karriere". Denn das Christenleben und das

Predigtamt ist auch ein Kampf, ein Ringen um die eigene Seele und um die anvertrauten Seelen, sei es im Hause oder in der Gemeinde, und Beides ist auch ein Lauf nach dem Kleinod: vor Gottes Thron kommen zu dürfen und zu sprechen: „Siehe ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast."

Aber Pauli Kampf und Lauf besteht darin, daß er „Glauben gehalten" hat. Denn der Glaube ist Anfang, Mitte und Ende unseres Christenlebens. Glauben halten gegen alle Zweifel — das heißt kämpfen; Glauben halten und alle Widerstände überwinden — das heißt laufen.

Das ist der selige Rückblick Pauli, des großen Kämpfers und Wettläufers Christi, der sich sehnt nach Ruhe und Feierabend, und der Lust hat abzuscheiden, weil er weiß, daß sein Werk in Christo bestehen wird. Denn wer Christum ergriffen und Christi Zweck zu seinem Lebenszweck gemacht hat, dessen Leben ist nie ein Bruchstück, auch wenn der Herr ihn abruft in der Hälfte seiner Tage, weil es organisch fortgesetzt wird durch Andere nach ihm. Wer aber ein Egoist bleibt und nur sich selber lebt, dessen Leben bleibt ein unvollendetes Fragment, ein Kampf ohne Krone und ein Lauf ohne Kleinod.

Die Anker hat er gelichtet, nun ruft er: „Land, Land!" „Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." Er blickt hinaus in die zukünftige Herrlichkeit, und man hört ihm das verborgene Jauchzen seiner Seele an. Er sieht die Krone der Gerechtigkeit blitzen von ferne; zuversichtlich kann er ihrer warten, denn sie ist ihm schon beigelegt und sein Name schon hineingestochen, weil sie auf seiner Stirn glänzen soll, wie auf der Stirne Aller, welche die Erscheinung Jesu Christi lieb haben. Paulus blickt aufwärts, Paulus arbeitet nicht um irdische Kränze, er arbeitet und kämpft und zeugt und leidet — für die Ewigkeit. Hinter ihm ein Leben voll

Kampfs und angestrengten Laufs und vor ihm das ewige Leben im Frieden und Sabbath, ein Ruhen unter den Palmen; hinter ihm das Glaubenhalten, vor ihm das Schauen Gottes; hinter ihm die Thränen, die er geweint um die Seelen, die er retten wollte, vor ihm der Mund voll Lachens und die Zunge voll Rühmens.

Das ist Pauli Sterbenslust in Selbstaufopferung und priesterlicher Selbsthingabe, in Kampf und Lauf, im Angesicht der Ewigkeit. Solcher Rückblick auf ein Leben im Glauben macht das Sterben froh und leicht, solcher Vorblick aufs Sterben macht das Leben inhaltsreich und kraftvoll gewappnet und geweiht.

Seliges Heimgehen.

„Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn" — er soll es auch sein vor den Augen seiner Kinder. In den Lebensbeschreibungen gottseliger Menschen habe ich besonders gern von ihrem Sterben gelesen. Es war mir dann, als webte Morgenluft der Ewigkeit um solch' Sterbebett, und mir war zu Muthe, wie es im Psalm heißt: „Ich ging in das Heiligthum und merkte auf ihr Ende." Wenn mein großer Vorgänger in Celle, Johann Arndt, im Sterben rief: „Ich habe die Herrlichkeit des Herrn gesehen," wenn ein anderer treuer Knecht Gottes im Nahen des Todes seiner Frau rief und mit freudestrahlendem Angesicht zu ihr sagte: „Jetzt werde ich gekrönt;" und als sie ihn frug, warum er so unruhig sei mit seinen Füßen, erwiederte: „Ich reise zur Sonne," so ist das etwas von dem: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden." Mögen denn hier einige Bilder von seligem Sterben folgen, wie ich sie in meinem Amtsleben erfahren habe, um Andern damit zum seligen Sterben zu dienen.

An einem Ostermontage stand ich mit Freuden am Grabe eines Jünglings, der in der Charfreitagnacht im herzlichen Glauben heimgegangen war. Es war der einzige Junge, den ich, so lange ich im Amte bin, als Confirmand gezüchtigt habe wegen Leugnen offenbaren Betrugs. Er lernte so ent=

seßlich schwer und hatte aus seinem Spruchbuch etliche Seiten ausgerissen, um sich damit entschuldigen zu können, daß er die Sprüche nicht wisse, weil sie nicht in seinem Buche stünden. Erst auf die Züchtigung, die ich ihm für diese durch die Mitschüler constatirte Lüge hin angedeihen ließ, gestand er Alles ein. In Folge dessen und wegen seiner großen Schwäche im Lernen, stellte ich ihn um ein Jahr zurück betreffs der Confirmation, nahm ihn aber an mein Herz und handelte seelsorgerlich mit ihm. Das Jahr darauf kam er wieder und wurde für die Zeit des Unterrichts in mein Haus aufgenommen. Es war zu verwundern, wie prächtig der Knabe nun lernte. Dazu hat er in seinem Kämmerlein auf seinen Knieen so innig gebetet, daß meine Schwägerin, welche nebenan schlief, ganz erschüttert davon war. Er hatte vier Stunden weit zur Kirche zu gehen und vier Stunden wieder heim. So lange er gesund war, kam er fleißig zur Kirche. Aber an seinen eingefallenen Wangen und an seinen glänzenden Augen sah ich, daß die Auszehrung im Anzuge war. An einem Herbsttage nach der Christenlehre nahm ich ihn besonders, legte meinen Arm um seine Schulter und sagte: Mein lieber Matthäus, denkst du denn auch ans Sterben? Du wirst nicht mehr oft den Weg hierher machen können. Da brach der siebenzehnjährige Jüngling in einen Strom von Thränen aus. Und meine Ahnung war richtig, er kränkelte bis zum Frühjahr und mußte zu Hause bleiben. Acht Tage vor seinem Ende reichte ich ihm das heilige Sakrament, und was wir in der Stunde mit einander gehandelt, dazu hatte Gott seinen Segen gegeben. Als ich fort war, so erzählte mir sein Vater, saß er mit fröhlichem Angesicht in seinem Bette und sagte öfters mit lauter Stimme vor sich hin: „Meine Sünden sind mir vergeben. Der Pfarrer hat gefragt: Glaubst du auch, daß meine Vergebung Gottes Vergebung ist? Ja, ich glaube es, meine Sünden sind mir vergeben.“ Ich hatte ihm versprochen,

daß ich am Charfreitag in der Gemeinde für ihn beten wolle. Zur selben Stunde, als wir im Gottesdienste beteten, kniete der Vater dieses Jünglings mit all den Seinen am Sterbebette nieder und betete um den seligen Heimgang. Von Stund' an hörten seine Schmerzen auf, und er ward von einer überströmenden Seligkeit ergriffen. Mit hoher heller Stimme sang er ein Lied um's andere: „Wo ist der Freuden Ort? Sonst nirgends mehr als dort, wo die Englein singen und die Psalmen klingen im Himmel hell und rein. Eia wär'n wir da, Eia wär'n wir da!" Dann wieder: „Es wird nicht lang mehr währen, halt noch ein wenig aus, es wird nicht lang mehr währen, so kommen wir nach Haus." Oder: „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin, und ich will dir in Psalmen ermuntern meinen Sinn." So sang er bis in die Nacht vom Charfreitag auf den großen Sabbath. Eben hob er wieder an das Lied: „Herr Jesu, du mein Bräutigam" — da brach die Stimme und der Athem stockte — mit dem Freudenruf der Braut war er selig entschlafen. Sein Sterben hat auf Viele, die ihn sahen und hörten, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht — da war's denn ein freudiges Aufthun des Mundes, als ich am Osterfest an diesem Grabe zeugen durfte: „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum." Als wir vom Grabe heimkehrten, frug ich den Vater, ob es ihn jetzt reue, daß sein Sohn ein Jahr später confirmirt worden sei? Er erwiederte mit bewegter Stimme: „Der Name des Herrn sei hochgelobt!" —

Ich hatte in meiner Ispringer Gemeinde einen stillen, gottseligen Mann, der fleißig zur Kirche kam, obgleich er zwei Stunden zu gehen hatte. Auf einem dieser Kirchwege hatte er sich eine Erkältung zugezogen, welche sich zur Lungen-

entzündung entwickelte und ihn dem Tode nahe brachte. Als er sein Sterben herannahen glaubte, rief er die Seinen an sein Bett, nahm von Frau und Kindern Abschied und sprach: „Die Leute sagen, ich hätte mir den Tod in Ispringen geholt. Mag es so sein — ich habe mir aber in Ispringen auch das Leben geholt. Liebe Kinder, ich will, daß ihr euch in Ispringen das Leben holet, auch wenn ihr euch darüber den Tod holen solltet."

Als eine gottselige Frau im Sterben lag, frug sie ihr Seelsorger, womit sie sich tröste im dunkeln Thal. Kaum vernehmbar hauchte sie mit den bleichen Lippen: „Es ist unmöglich, daß Gott lüge." Ich stand am Bett eines Sterbenden und, nachdem ich mit ihm gebetet, wischte ich ihm den kalten Todesschweiß von der Stirne. Da schaute er mich mit seligem Lächeln an und sprach:

„Der Schweiß von Deinem Angesicht
Laß mich nicht kommen ins Gericht,
Dein ganzes Leiden, Angst und Pein,
Das müsse meine Stärke sein."

Einst wurde ich an das Sterbebett eines jungen Mannes gerufen, welchen ich fünfzehn Jahre zuvor confirmirt hatte. Als ich ins Zimmer trat, saß er auf seinem Bette und streckte mir von Weitem die abgezehrte Hand entgegen. Ich setzte mich zu ihm und er neigte seinen Kopf an meine Brust und fing an zu weinen. Er schüttete nun sein ganzes Herz aus und sagte zuletzt von seiner Buße: „Es hat immer nicht bis an die Wurzel gehen wollen." Als er geendet, sagte ich zu ihm: „Wer zu Mir kommt, den will Ich nicht hinausstoßen." Da hob er seinen Kopf auf und schaute mich bedeutungsvoll an. Es war der Spruch, den ich ihm vor fünfzehn Jahren bei der Confirmation zum Wahlspruch gegeben

hatte. Zum Schluß sprach ich ihm die heilige Absolution und drückte ihm einen Kuß auf die bleiche Stirn. Als ich fort war, blieb die Freudigkeit auf seinem Gesicht zu lesen. Seine Frau frug ihn: „Warum lachst denn immer?“ und er erwiederte: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird unser Mund voll Lachens sein. Ich möcht' nur immer singen.“ Und sie frug: „Was möcht'st denn singen?“ „Mir ist Erbarmung widerfahren,“ war die Antwort, „Erbarmung, deren ich nicht werth; das zähl' ich zu dem Wunderbaren, mein stolzes Herz hat's nie begehrt. Nun weiß ich das und bin erfreut und rühme die Barmherzigkeit. Ich weiß, daß mir meine Sünden vergeben sind, nun soll's auch nichts heißen, als: Jesus allein.“ Und darauf ist er des andern Tages selig entschlafen.

Einst saß ich am Sterbebett eines achtzigjährigen Mannes. Er war arm, sehr arm; so lange er gesund war, hatte er als Zimmermann sein Brot verdient, nun war er alt und krank. So lange er sehen konnte, hatte er fleißig geforscht in Gottes Wort, nun war er blind geworden. So lange er gehen konnte, kam er trotz seiner Blindheit den zwei Stunden weiten Kirchweg über einen hohen Berg Sonntag um Sonntag zum Gottesdienst, in der einen Hand den Stab, an der andern Hand geführt von seinem Enkel; aber auf einem dieser Kirchwege war er gefallen und nun gelähmt, daß er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Ich habe oft an seinem Bette gesessen, aber in den zwanzig Jahren, daß ich ihn kannte, kam nie ein Ton der Klage oder des Murrens über die Lippen des armen alten, blinden, lahmen Mannes, sondern Friede, tiefer Friede lag auf den edlen Zügen dieses ehrwürdigen Greises, und seine höchste Freude war, mit mir zu reden von dem Geheimnis der Liebe Gottes, und mir war es jedesmal eine

wahre Erbauung, seinen gottseligen Gedanken zu lauschen. In der Sommerszeit sagte er einmal zu mir: „Wenn das Getreide reift und die Ernte nahe ist, dann stirbt der Weizen von unten auf ab, erst wird der Halm dürr und zuletzt die Körnlein reif. So rauscht es jetzt bei mir im Weizenfeld, das Gebein stirbt von unten auf ab und zuletzt erst das Herz, wenn es reif ist." Als es aber zu Ende ging und ich an seinem Sterbebette saß, frug ich ihn: „Was soll ich denn für einen Text nehmen zu Eurer Leichenpredigt?" Da richtete er sich auf im Bette, wandte sein erblindetes Auge zu mir und sprach mit lauter Stimme: „Mein Leichentext steht im Propheten Micha: „Wenn ich mitten im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht." — Das war ein Lobgesang in der Nacht, der mir unvergeßlich geblieben ist.

Der Blick auf das eigne Grab.

In meiner ersten Gemeinde lagen die Gräber der alten Pfarrherren auf dem Kirchhof rings um die Kirche her, so daß, wenn ich eine Beerdigung zu halten hatte, ich mit dem Leichenzug immer an dieser Stelle vorüber mußte. Da sah ich mir denn jedesmal den letzten offenen Platz an und gedachte bei mir: Da kommst Du einmal hin zu schlafen. Aber der Herr wollte es anders und führte mich heim ins Land meiner Väter. Als ich hier mit meiner Gemeinde die Kirche erbaut hatte, dünkte mir kein Platz schöner zur Grabesstätte als inmitten meiner geliebten Gemeinde. Ich erbat und erhielt von der Obrigkeit die Erlaubnis, für mich und meine Frau ein Gewölbe unter dem Chor der Kirche anlegen zu dürfen für unsre beiden Särge; indem ich auf Joseph von Arimathia hingewiesen hatte, welcher zu seinen Lebzeiten sich in seinem Lustgarten das Grab herstellen ließ, in welchem seine Gebeine ruhen sollten. Aber auch da rief mich der Herr hinweg und führte mich nordwärts nach Celle, wo ich mir die Grabstätte erworben habe zum künftigen Schlafkämmerlein des müden Leibes.

Wie still ist solche Stätte, voll Rückblick, voll Ausblick! Wie gut ist es, sich selbst und Menschen und Dinge um uns her aufs Sterben anzusehen! Da wird einem so wehmüthig klar, wie kein Mensch und kein Christ unentbehrlich ist in der

Arbeit des Reiches Gottes. Sie kommen und gehen und lösen einander ab, nur Er bleibt, Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Da wird einem vieles Große klein und vieles Kleine groß, man gewinnt den Maßstab der Ewigkeit für das Wirken und für das Leiden. Da lernt man predigen, als ob es die letzte Predigt wäre, die man zu halten hätte; Da lernt man zuhören, als wäre es die letzte Predigt, die man zu hören hätte; da lernt man die Menschen ansehen, als ob sie uns zum letzten Male begegneten; da lernt man viel und leicht tragen, weil man denkt und weiß: Nur heute noch! „Kommt ein Morgen, wird Gott weiter sorgen." Da dringt einem das Wort des Herrn in die Seele: „Ich muß wirken, so lang es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann." Da fühlt man, wie man keinen Tag leben kann, ohne „täglich und reichlich Vergebung der Sünden" zu empfangen.

Auch der Weltweise und der Karthäusermönch sagen: Memento mori! Mensch, gedenke ans Sterben! Aber der Christ setzt im fröhlichen Glauben hinzu: Memento resurgere! „Ich glaube eine Auferstehung, Halleluja!" Denn er trägt unter aller Passion auswendig dennoch das Ostern inwendig in seinem Herzen: „als die Sterbenden und siehe, wir leben."

Darum habe ich mir zur Grabschrift gewählt das Wort vom Kämmerer aus Mohrenland: „Und er zog fröhlich seine Straße" (Apost.-Gesch. 8, 39) und den Vers:

An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd' —
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Schriftgedanken

von der schönen Ewigkeit.

„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Ebr. 13, 14.

„Selig sind, die das Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen.“ Jung Stilling.

Nicht Poesie, nicht menschliche, wenn auch noch so liebliche Phantasieen möchte ich den lieben Lesern in den nachfolgenden Blättern bieten, sondern göttliche Wahrheit, wie sie in der Schrift uns offenbart ist, „festes prophetisches Wort, das als Licht scheint an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht.“ Jeder Christ aber gedenkt der schönen Ewigkeit, sei's in den Sabbathstunden nach der Arbeit, sei's in den Nächten des Leidens. Diesen meinen Mitpilgrimen nach der Heimath droben im Licht möchte ich einen Trunk reichen aus dem Becher, wie ihn der Herr mir in stillen Stunden gefüllt hat, zur Pilgerstärkung unterwegs, zum Flug der Seele nach der ewigen Herrlichkeit.

Die Zeit.

Moses, der Mann Gottes, der Held und Meister der Geduld, vierzig Jahre in der Schule als Prinz am königlichen Hofe der Tochter Pharao's, vierzig Jahre auf der hohen Schule in der Wüste Midian, endlich vierzig Jahre an der Spitze Israels unter den Wundern Gottes und unter dem Murren seines Volks, der „geplagteste Mann auf Erden", dessen Kraft nicht verfiel, und seine Augen wurden nicht dunkel — er ruft im Blick auf die Tage seiner arbeitsreichen und mühevollen Zeit: „Unser Leben fähret schnell dahin, als flögen wir davon." Paulus, der rastlose Pilger durch die Lande, der mehr gearbeitet, als die Andern alle, der unermüdliche Läufer nach dem Kleinod — er sagt: „die Zeit ist kurz."

So lautet die Beurtheilung der Zeit vom Standpunkte der Ewigkeit. „Über ein Kleines, über ein Kleines" — das tönt durch die ganze Schrift und durch die Lieder der Kirche, das giebt Adlersflügel für die Tage der Arbeit, das kürzt die Nächte der Leiden, das begabt den Christen mit jenem göttlichen Blick, mit welchem er alles Zeitliche am Ewigen mißt. Christen reisen mit dem Schnellzug durch die Welt.

Ein Tag der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne —
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Die Ewigkeit.

Ewigkeit ist nicht die ins Unendliche fortdauernde Zeit, so wenig die Zeit die zur Erscheinung kommende Ewigkeit ist. Sie sind beide so verschieden von einander, als Werktag und Sabbath. Ähnlich bezeichnet D. Fabri in einer kleinen, aber sehr werthvollen Schrift die Zeit „als die Daseinsform der Entwickelung, die Ewigkeit als die Daseinsform der Vollendung“.

Die Schöpfung hat ihren Werktag gehabt im Sechstagewerk und ihren Sabbath, als Gott ansah Alles, was er gemacht hätte, und siehe, es war Alles sehr gut. Die Erlösung hat ihren langen Werktag gehabt im Leben und Leiden Christi und ihren Sabbath gefeiert, als Christus rief: „Es ist vollbracht!“ Die Weltgeschichte hat ihren Werktag der Entwickelung vom Schöpfungssabbath bis zum jüngsten Tag, und ihr Sabbath wird anbrechen, wenn die Stimme vom Stuhl erschallt: „Es ist geschehen!“ (Offenb. 21, 6.)

Der Christ ist aber der Ewigkeit gewiß und froh mitten in der Zeit, weil er der Vollendung und des Sieges Gottes in der Geschichte der Menschheit im Glauben gewiß und froh ist. In seinem Glauben, Lieben und Hoffen trägt er die Ewigkeit in seinem Busen mitten in der Zeit. Weil Christus der ewige Gottessohn in der Zeit erschienen, in seiner Erniedrigung in die Daseinsform der Entwickelung eingetreten und in seiner Erhöhung als Menschensohn in der Daseinsform der Vollendung für uns ewig eintritt, so hat ein Christ, der diesen Christus im Glauben ergriffen, Ewiges erlebt und erfahren, weil er sich unauflöslich mit diesem ewigen Erlöser verknüpft und gliedlich verbunden weiß.

Sein, Werden, Gewordensein.

Es ist das große Weltgesetz Gottes, daß alles Sein hienieden dem Werden unterstellt ist, daß nur das durch das Werden hindurchgegangene Sein als ein Gewordensein zu seiner Ruhe kommt.

In der Rechtfertigung schaut Gott den Sünder, welcher an Christus glaubt, vom göttlichen Standpunkt der Ewigkeit aus als gerecht und spricht ihn um Christi willen frei, los und ledig. Da hat der Mensch „das Sein in Christo" gefunden. Aber der Mensch, der Christ lebt in der Zeit, der Daseinsform des Werdens, darum muß er unter dem Werden der Heiligung bewähren, was er durch den Glauben an Christus von Gottes Gnaden ist. In diesem Sinne sagt Luther: „der Christ ist stets im Werden, nie im Wordensein." Der Christ wird, was er eigentlich ist. Die Heiligung ist sein tägliches Werden, daher Stückwerk und unvollkommen und darum nie Grund seiner Seligkeit. Die Rechtfertigung ist das Urtheil Gottes über das Sein eines Christen in Christo, und hier allein liegt sein Friede. (Röm. 5, 1.) Denn unser Urtheil über unser Werden wird, wenn es aufrichtig ist, immer ein Kyrie eleison bleiben: „nicht daß ich es ergriffen hätte." Aber Gottes Urtheil über unser Sein in Christo, wie es uns verbürgt ist in Seinem Wort, in Taufe, Absolution und Abendmahl, wird immer unser Halleluja bleiben. Seine

Gedanken darüber, was wir aus Gnaden sind, bleiben immer einen Himmel höher, als unsere Gedanken über unsere Heiligung. „So uns unser Herz verdammet, so ist Gott größer als unser Herz und erkennet alle Dinge.“ (1. Joh. 3, 20.)

„Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ — das ist unser schönstes Werden. Mein Ego aber nimmt ab in dem Maße, als ich mein Stückwerk in der Heiligung, meine Schuld gegenüber der Forderung des heiligen Gottes immer tiefer erkenne und somit Christus mir immer unentbehrlicher, klarer, größer, süßer wird. Jenes eigentlichste Geschäft des heiligen Geistes: „Christum zu verklären“, geschieht eben in dem Maße, als er mein Ego vor mir selbst verdunkelt.

Je älter ich werde, desto tiefer wird mir der Eindruck des „Stückwerks“ — an mir selbst und an Anderen, und die Sehnsucht nach der Harmonie des Ganzen, „des Vollkommenen“. Das soll mich aber nicht treiben zu dem Vorweggreifen (Anticipation) des Schauen-Wollens, sondern im Gegentheil zu dem Zurückgreifen des Glaubens, in welchem uns das Ganze in Christo verbürgt und selig gegenwärtig und wirklich ist. Halleluja: Christus ist nicht Stückwerk, und was wir und unsere Brüder in Ihm sind, das ist auch nicht Stückwerk, sondern es ist Wahrheit in Ihm. Das ist der Unterschied von Sein und Werden.

Die sündlos gewordene Seele und ihr Ruhen von Kampf und Leiden.

„Herz freu' dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei."

Wonach sehnt sich doch die Seele, wenn sie den Frieden in ihrem Gott gefunden? Nach einem Aufhören des Kampfes, ohne welchen sie hienieden jenen Frieden nicht bewahren kann. Durch die Vergebung „täglich und reichlich" ist ein Christ frei, los und ledig von der Schuld, aber mit der Sünde, die ihm anklebt und die ihn umgiebt, hat er zu streiten „täglich und reichlich". In der Zeit betet er täglich die vier letzten Bitten des Vaterunsers, in der Ewigkeit aber, wo er entnommen ist der Noth, der Sünde, der Versuchung und allem Übel, da betet er lobsingend den Beschluß: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Der Kampf kommt dem Christen aus seinem alten Menschen, aus seinem gebrechlichen sterblichen Leib, aus dem Acker voll Dornen und Disteln, aus der ihn umgebenden gottfeindlichen Welt und von deren Fürsten, dem Satan. So lange die Zeit, das Werden dauert, so lange muß dieser Kampf dauern, weil Gott weder die Natur des Christen, noch die der Erde, noch die der Welt, noch die der Finsternis während des Weltlaufs gewaltsam ändert oder entfernt, sondern inmitten der gefallenen Welt sein in Christo angehobenes Werk

der Erlösung von Sünde, Tod und Teufel durchsetzt. Erst mit dem Sterben ändert sich für den Einzelnen diese Lage; erst mit dem jüngsten Tag ändert sich die Lage für die Welt und für die Kirche als Ganzes, als Gemeinschaft der Heiligen.

Der Tod, als der letzte Feind, der überwunden wird, muß für den Christen der Thürhüter werden, der ihn vom Kampfplatz abtreten und ihn in jenen Stand des Geborgenseins eintreten läßt, wo er frei ist von den eben genannten fünf Mächten, die ihn hienieden unausgesetzt zum Kampfe nöthigen. Aus dem Stande der Vergebung geht die erlöste Seele ein in den Stand der Sündlosigkeit, aus dem Werden in das Gewordensein, in das Nichtmehr-Sündigen-Können. Darnach sehnt sich ein Christ, und von da aus gewinnt er auch einen tiefen Blick in die Bedeutung der Leiden hienieden, wie sie von der erziehenden Hand des großen Vaters für dieses Leben geordnet sind, und in welche ein Christ sich finden muß, wenn er in seinen Leiden an Gott nicht irre werden und von der Hitze sich nicht befremden lassen soll.

Gerade jenen fünf Mächten gegenüber, welche dem Christen den Kampf bereiten, hat er sich auch zu bewähren im Leiden. Dem alten Menschen wird im Leiden die üppige Nahrung entzogen — „wer am Fleisch leidet, der höret auf von Sünden", sagt Petrus. Der sterbliche Leib wird im Leiden als „ein Leib der Demüthigung" empfunden (Phil. 3, 21), und es erwacht die Sehnsucht nach dem Abbrechen der Hütte und nach der Verklärung des Leibes. Die mancherlei Noth des Lebens, wie sie zusammenhängt mit dem Fluch, welchen die Erde seit dem Sündenfalle trägt, weckt das Heimweh nach dem Paradiese droben. Der gottfeindlichen Welt und ihrem Fürsten gegenüber haben endlich die Leiden der Christen die tiefe Bedeutung, daß sie den Sieg Gottes in der Menschheit bewähren und beweisen, eine Rechtfertigung des Vaters in und an seinen Kindern gegenüber der spottenden Welt und dem

Verkläger, eine Theodicee gegenüber der finstern, unsichtbaren Welt, wie es das Buch Hiob zeigt.

Es gehört zum Charakter fast aller Schwärmerei, daß sie das, was für die Ewigkeit verheißen ist, schon in der Gegenwart vorwegnehmen und zur Darstellung bringen oder genießen will. Die Vollkommenheitsschwärmer (Perfektionisten) behaupten, ihren alten Menschen, die Erbsünde, schon hienieden gänzlich los geworden zu sein. Andere meinen, ein Christ brauche nie krank zu sein, wenn er nur voll im Glauben wandle, da das Evangelium jede Krankheit heile. Dies ist eine Verkennung unsres gebrechlichen sterblichen Leibes und eine Vorausnahme der Verklärung desselben. Die Sozialisten träumen von einer Aufhebung aller Noth auf Erden und wollen das Paradies hienieden einrichten. Die Optimisten unter den Christen träumen von großen Massenbekehrungen und dem Aufhören der Weltfeindschaft. Die Pessimisten unter den Christen, wozu alle Sekten gehören, wollen eine sichtbare Gemeinschaft von lauter Wiedergeborenen herstellen und die zukünftige Gestalt der Kirche schon jetzt zur Darstellung bringen, wo kein Unkraut unter dem Weizen und keine faulen Fische neben den guten im Netze sein werden, wo die Kinder Gottes von den Kindern der Welt auch äußerlich geschieden sein werden. Die Chiliasten nehmen an, daß noch in diesem Weltlauf auf der unerneuerten Erde eine Zeit kommen werde, wo der Satan die Gläubigen nicht mehr versuchen und anfechten könne. So leugnen diese schwärmerischen Richtungen alle das Fortbestehen jener fünf Mächte, von denen wir gezeigt, daß die Kämpfe und Leiden der Christen hienieden aufs innigste mit ihnen zusammenhängen.

Gewiß kann ein Christ seinen alten Menschen überwinden, wenn er treu ist; gewiß erhört Gott in der Krankheit das Gebet des Glaubens, wenn es ernstlich ist; gewiß soll des Gerechten Same nicht nach Brot gehen, auch soll nicht auf-

hören Saat und Ernte, und die vierte Bitte des Vaterunsers soll Erhörung finden; gewiß ist der Glaube der Sieg, der die Welt überwindet; gewiß ist der Schlange schon jetzt der Kopf zertreten durch den Gekreuzigten und Auferstandenen. Aber dies hebt nicht auf, daß diese fünf Mächte, so lange die Zeit dauert, nicht aufhören, dem Christen Kampf und Leiden zu bereiten, weil sie nach Gottes Rath nicht aufhören, während dieses Weltlaufs zu existiren und nach ihrer Art wirksam zu sein, da Gott erst durch das Sterben das Verhältnis des einzelnen Christen zu der ihn umgebenden Natur und Welt ändert, dagegen am jüngsten Tage erst das Verhältnis der Gemeinde als Ganzes zu der Natur, Welt und Satan ändern wird.

Darum heißt es zum Christen hienieden: „Gürte dein Schwert und trage dein Kreuz"; aber über ein Kleines ist ausgestritten und ausgelitten, und die sündlos gewordene Seele ruht im Frieden von allem Kampf und Leiden aus unter den Palmen Jerusalems, der hochgebauten Stadt.

Der verklärte Leib.

Wie der Christ sich sehnt nach einem Stande, wo er dem Kampf mit der Sünde entnommen sein wird, so sehnt er sich auch nach der Verklärung seines Leibes. Die sündlos gewordene Seele und der auferstandene Leib allein sind im Stande, Organe für die Dinge der ewigen Welt zu werden, sowohl im Aufnehmen, als im Wirksamwerden.

Über die künftige Verklärung des Leibes giebt uns die Schrift an mehreren Stellen reichlichen Aufschluß. Das ganze fünfzehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes behandelt sie im polemischen Interesse gegen die Leugner der Auferstehung. Philipper 3, 21 giebt uns im Interesse des Trostes einen festen Punkt, von welchem aus wir unsere Schlüsse sicher ziehen dürfen, ohne in das nebelhafte Gebiet der Träume und Phantasieen uns zu verlieren.

Wenn Paulus sagt, daß Christus unsern Leib „der Demüthigung verklären werde, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe", so dürfen wir also getrost von dem zukünftigen Leibe der Erlösten dasselbe aussagen, was die Schrift von dem auferstandenen Leibe Christi aussagt: Es wird derselbe Leib sein und kein anderer, fremder, ein wirklicher menschlicher Leib, wie ja Christus nach der Auferstehung vor den Augen der Jünger irdische Speise zu sich genommen hat, um sie zu überzeugen, daß sie nicht ein Gespenst, sondern ihren Meister und Herrn leibhaftig vor sich sähen. Christi verklärter Leib drang durch das verschlossene Felsengrab, wie durch die verschlossenen Thüren, so wird auch unser verklärter Leib in eine Bewegungsfähigkeit treten,

welche durch den Raum nicht mehr gehemmt ist. Unser Leib wird sich so leicht, schnell und ungehemmt von einem Ort an den andern versetzen können, als unsere Seele. Sollte dies Jemand allzu kühn erscheinen, so dürfte gleichsam als Vorahnung und Weissagung erinnert werden an jene Kraft, mit welcher schon jetzt Telegraph und Telephon die Gedanken eines Menschen blitzschnell an die entferntesten Orte der Erde tragen. Christus wird nach seiner Auferstehung von den Jüngern an seinen Wunden erkannt, so schließen wir daraus, daß auch die Seligen in den verklärten Leibern sich wieder erkennen werden.

So viel folgern wir aus dem, was die Schrift uns vom Leibe Christi nach seiner Auferstehung sagt. Wir dürfen aber auch die Verklärung auf Tabor hinzunehmen und daraus die weiteren Folgerungen für die Verklärung unsers Leibes ziehen. „Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider waren weiß wie der Schnee" von der inneren strahlenden Herrlichkeit. Welch ein Sonnenschein wird doch liegen auf den Tausenden verklärter Angesichter in des Vaters Haus, und welche Sonnenstrahlen werden aus ihren entzückten Augen leuchten! Auf Tabor ist Christus, umgeben von Moses und Elias, von Elias, der gen Himmel fuhr, und von Moses, welchen der Herr begrub, und über dessen Leichnam Satan mit dem Erzengel Michael zankte — Petrus aber erkennt sie, obgleich er sie nie gesehen. Dürfen wir daraus nicht den Schluß ziehen, daß im himmlischen Tabor wir die Kinder Gottes sofort erkennen und ihnen bekannt sein werden, wie hier die Heiligen des Alten Bundes dem Jünger des Neuen Bundes? —

Die Schrift ist in ihrer Auffassung des menschlichen Leibes sowohl in seiner jetzigen Gestalt als in seiner künftigen Verklärung gleichweit entfernt von einem Spiritualismus, welcher den Leib mißachtet und unterschätzt, als von einem Materialismus,

welcher den Leib überschätzt oder gar den Geist leugnet. Die Schrift vertritt hier die wahre heilige Mitte in ihrer Auffassung des Menschen als eines geistleiblichen Wesens. Ihr ist der menschliche Leib das wundervolle Gebilde aus des Schöpfers eigener Meisterhand, die Krone der Natur, das Organ der Seele für die Welt, sowohl im Aufnehmen von Eindrücken und Impulsen aus ihr, als im Wirken auf die sie umgebende Welt. Gerade darum aber, weil der Leib ein wesentlicher Bestandtheil des Menschen ist, wie denn unsere ganze Individualität viel tiefer mit der ganzen Organisation unseres Leibes zusammenhängt, als wir Alle nur ahnen, gerade darum ist die Verklärung des Leibes eine unumgängliche Folge des Sieges Christi und der Erlösung unserer Seele und der Vollendung des Reiches Gottes.

In Betreff des Zustandes der Seele, wo sie ohne Leib sein wird, nach dem Tode und vor der Auferstehung, ist die Schrift außerordentlich zurückhaltend. Die Seligen werden „daheim sein bei dem Herrn" (2. Kor. 5, 8), und damit sagt sie freilich genug. Jedoch bleibt nach der Schrift ein Unterschied zwischen dem „Entkleidetwerden", dem Heimgehen der einzelnen erlösten Seele zu dem Herrn, und der Vollendung der Gemeinschaft als Ganzes durch die Auferstehung am jüngsten Tage, ein Unterschied, welcher durch die Annahme einer sogenannten „Zwischenleiblichkeit" beeinträchtigt oder verwischt wird.

Christen „sehnen sich nach des Leibes Erlösung" (Röm. 8, 23), nach seiner Wiederherstellung in unverweslicher Kraft, nach seiner Verklärung in Christi Bild, nach seiner Erneuerung zu ungehemmtem Gebrauch in der neuen Welt.

Die aus Kampf und Leiden entnommene verklärte Seele und der in der Auferstehung verklärte Leib sind allein im Stande, die Erbschaft der verklärten ewigen Welt anzutreten und zu genießen.

Die Verklärung der vernunftlosen Kreatur.

Die heilige Schrift redet davon in der Grundstelle: Röm. 8, 19—22. Paulus schreibt hier der vernunftlosen Kreatur ein ängstliches Harren zu auf die Offenbarung der Kinder Gottes, welche auf ihre jetzige Verhüllung und Verborgenheit folgen soll. Die Kreatur ist von Gott der „Eitelkeit“ unterworfen, womit das rastlose, immer wiederkehrende Blühen und Welken, Gebären und ins Grab Sinken gemeint ist. Es ist dies geschehen „um Gottes willen, der sie unterworfen hat“, nämlich durch den Fluch, welchen er 1. Mos. 3, 19 über die Erde ausgesprochen hat. Im Zusammenhang mit dem gefallenen Menschen ist sie hineingerathen, nur im Zusammenhang seiner Erlösung kann sie wieder herauskommen. „Auch sie“, die Kreatur, soll und wird mit den Kindern Gottes zusammen frei werden. Die Erlösung der Menschheit ist freie Gnade; denn der Fall des Menschen ist Sünde und Schuld. Die Erlösung der Kreatur ist Gerechtigkeit; denn ihr Fall war unfreiwilliges Leiden. Ihre jetzige Knechtschaft besteht in der Vergänglichkeit, ihre künftige „Freiheit“ besteht in der „Herrlichkeit“ und Unverweslichkeit.

Sehen wir einmal zu, was aus dieser wunderbar tiefsinnigen Stelle folgt.

Zunächst erkennen wir die Fortdauer der jetzigen Kreatur in der zukünftigen Welt. Paulus sagt: „auch sie, die Schöpfung“, also keine dem Wesen nach andere,

sondern dieselbe. Wir müssen daher die „Vernichtung der Welt“, wie sie die alten Dogmatiker lehren, abweisen. Wenn diese sich auf 2. Pet. 3, 10 berufen, so ist zu beachten, daß das Feuer nicht als ein Vernichtungsfeuer, sondern als ein Läuterungsfeuer gemeint sein kann. Wenn es Psalm 102, 28 heißt: „Himmel und Erde werden verwandelt wie ein Kleid, wenn du sie verwandeln wirst“, so folgt daraus durchaus nicht die Vernichtung der Substanz, sondern nur der Wechsel ihres Kleides, wie Paulus 1. Kor. 7, 31 sagt: „die Gestalt dieser Welt vergeht“, nicht aber die Welt selbst.

Weiter sehen wir aus der Stelle den innigen Zusammenhang zwischen Mensch und Kreatur (Mikrokosmos und Makrokosmos). Die Wiedergeburt der Seele hat zu ihrer Folge die Verklärung des Leibes in der Auferstehung und die Wiedergeburt der Welt (Palingenesie Matth. 19, 28) am jüngsten Tag. Gerade der verklärte Leib bildet des Mittelglied zwischen der sündlosen Seele und der erneuten Welt, wie jetzt schon der geschaffene Leib die Brücke bildet zwischen Natur und Geist.

Endlich sehen wir daraus die Gewißheit der Verklärung. Abgethan wird sein die „Eitelkeit“ und Vergänglichkeit, und eintreten wird die Freiheit und Herrlichkeit, und zwar so gewiß, als die Kinder Gottes frei und herrlich sein werden. Überwunden wird sein der eingedrungene Tod mit all seinem Gefolge: Thränen, Geschrei, Schmerzen, Verwesung (Off. 21, 4), und aufgehoben wird sein das Weltgesetz der Sündfluth: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht.“ Es wird ausdrücklich gesagt, daß keine Nacht mehr sein wird (Off. 22, 5). Aber unsere Schriftstelle sagt nicht blos, was abgethan sein wird, sondern sie spricht der Kreatur auch Theilnahme an der Herrlichkeit zu. Aber was ist Herrlichkeit? Wer will davon stammeln? Viel-

leicht dürfte man sagen: Herrlichkeit ist Erscheinung des Wesens in der Sichtbarkeit. Dann würde also die Schöpfung dereinst ihr tiefstes Wesen und die Gedanken Gottes, worauf sie beruht, unverhüllt und unentstellt zu voller Erscheinung bringen. Dies würde die wahre „Wiederbringung aller Dinge“ sein.

Hören wir einmal die Einwände, welche gegen diese unsere Auffassung geltend gemacht werden. Man hat gesagt: In der Ewigkeit werde alles ganz geistlich sein. Die tiefste Bezeichnung des ewigen Lebens sei doch die vom Herrn selbst gegebene: Joh. 17, 3: „das ist das ewige Leben, daß sie Dich, daß Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum erkennen“; oder wie der Herr am Schluß jenes Kapitels das Aufgenommensein in die wahrhaftige Gottesgemeinschaft bezeichnet: „Ich in ihnen und Du in mir.“ Selbst der auferstandene Leib werde ja ein „geistlicher Leib“ sein (1. Kor. 15, 44). Wir lassen diese Wahrheit unangetastet, aber sie schließt die Verklärung der Natur nicht aus. Der geistliche Leib bleibt doch ein Leib, und die Seligen bleiben doch geistleibliche Persönlichkeiten, deren Leiblichkeit doch eine umgebende, wenn auch verklärte Natur zu fordern scheint. Es gehört zum Wesen des Menschen, daß er zwischen Gott und der Welt steht, daß er Gottes Ebenbild und Herr über die Kreatur sei. Auf der neuen Erde wird der erlöste Mensch auch gegenüber der verklärten Kreatur seines dreifachen Amtes walten: er wird sie als Prophet durchschauen, als König regieren, als Priester beständig Gott darbringen im Lob- und Dankopfer. So wird Alles geistlich zugehen, aber nicht ohne das Objekt einer verklärten Kreatur.

Es ist ferner eingewendet worden: Unsere zeitlichen Vorstellungen entsprächen doch nicht den ewigen Wesenheiten, von welchen die Schrift sage, daß „sie kein Auge gesehen und kein Ohr gehört habe“ rc. (1. Kor. 2, 9). Auch sage Paulus, daß

Alles, was wir jetzt von den ewigen Dingen reden, nur kindische Anschläge seien im Unterschied von Manneswsisheit, nur Stückwerk im Verhältnis zum Ganzen, zum Vollkommenen, nur dunkles Spiegelbild im Verhältnis zum Schauen von Angesicht. (1. Kor. 11, 13.)

Auch diese Wahrheit soll in Ehren bleiben; denn es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, aber es folgt nicht daraus, daß unsere Vorstellungen, die wir auf Grund der Schrift von der Ewigkeit haben, falsch wären, sondern es folgt nur, daß sie noch unentwickelt und unvollendet sind, weil wir noch in der Zeit leben. Weil wir Kinder des Raums und der Zeit sind, so tragen freilich alle unsere Ewigkeitsgedanken etwas vom räumlichen und zeitlichen Stückwerk an sich. 1. Kor. 2, 9—12 eine Stelle, die so oft mißverstanden ist, spricht gerade viel mehr für die Richtigkeit und Wahrheit der Schriftgedanken von den ewigen Dingen, wie sie der Christ im Glauben kennt; denn Paulus sagt: „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben — das hat Gott uns Christen geoffenbaret durch seinen Geist, also daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.“

Endlich ist noch der Einwand erhoben worden: Wenn, wie oben gesagt wurde, die Zeit aufhören sollte mit dem jüngsten Tage, so müßte ja auch der Raum aufhören, und damit würden alle diese Gedanken hinfällig werden.

Wir erwiedern: Es steht fest nach der Schrift, daß die Zeit aufhören wird, Off. 10, 5. Die Daseinsform für die Entwickelung, für das Werden nimmt ein Ende mit dem jüngsten Tag. Aber auch der Raum wird eine so wesentliche Veränderung erleiden, daß sie fast einer Aufhebung gleich kommt. Denn „die Sonne wird nicht mehr sein“ (Offenb. 21, 23); dadurch ist aber eine totale Änderung des ganzen plane-

tarischen und tellurischen Daseins gesetzt. Der Himmel wird auf die Erde herabkommen, und die Erde wird im Himmel sein (Off. 21, 1 ff.). Die Hochzeit des Lammes mit der Brautgemeinde wird die Ehe zwischen Himmel und Erde zur Folge und zum Abbild haben. Allein dies kann nichts austragen gegen die unumstößliche Wahrheit, daß die Erlösung nur die Wiederherstellung der Schöpfung zum Zweck hat, und die Vollendung nur der Schlußstein der Erlösung ist. Was Adam verdorben, hat Christus erworben. Darum ist auch die Schöpfung kein bloßes künstlerisches Spiel göttlicher Allmacht, etwa nur dazu bestimmt, in's Nichts zurückzusinken, aus welchem sie hervorging, sondern sie wird auch in der Vollendung eine bleibende, verklärte Stätte göttlicher Liebe und göttlicher Weisheit werden und zugleich ein ewiges Mittel (medium), Gott in seinen Gaben zu genießen und Gott in seinen Gaben zu opfern. Die verklärte Kreatur wird ein ewiges Sakrament und ein ewiges Opfer (sacrificium) sein. Das will auch die Stelle Matth. 26, 29 besagen, daß Christus das Gewächs des Weinstocks neu trinken will in des Vaters Reich. Kein Passahmahl will er mehr mit ihnen halten, bis er Tischgemeinschaft mit ihnen halten wird in der Vollendung, bei welcher auch die verklärte Kreatur des Freudenweines im Osterbecher nicht fehlen soll. Bis dahin aber hat er das Abendmahl gestiftet, und wir feiern es „bis daß er kommt.“ Gerade das Sakrament aber, in welchem die Kreatur hier schon in Brot und Wein Trägerin wird für die himmlischen Güter des Leibes und Blutes Christi, ist eine Weissagung auf die kommende Verklärung der ganzen Natur. Wie das Alte Testament sich verhält zu dem Neuen, so verhält sich das Neue Testament zum ewigen Testament oder Bunde Gottes mit der Menschheit; und so hoch das Abendmahl hinausgeht über das Schattenbild des Passahmahles, so viel höher geht das Abend-

mahl des Lammes in der Ewigkeit hinaus über das Sakrament des Altars.

Jede Erkenntnis aus Gottes Wort ist fruchtbar zur Gottseligkeit, so hat auch das, was uns die Schrift über die Verklärung der vernunftlosen Kreatur enthüllt, einen Segen für das innere Leben.

Die nächste Anwendung ist wohl die, daß uns Geduld im Leiden dieser Zeit daraus erblühen soll. Wir leiden nicht allein; wir wissen, daß ebendieselbigen Leiden über alle unsere Brüder in der Welt gehen — die ganze Schöpfung leidet mit uns. Die Poesie des Weltschmerzes ist eine Karrikatur des Heiligen; ihre Wahrheit liegt in dem lebendigen Berührtsein von dem Mit-Leiden der Schöpfung; ihre Verzerrung kommt aus der Verkennung der Sünde. Nur die heilige Schrift kennt im Grunde eine Geschichte der Natur, sofern zur Geschichte sittliche Faktoren gehören, nämlich eine Geschichte ihres Falls und eine Weissagung ihrer Auferstehung.

So lehrt uns jene Erkenntnis auch den rechten Blick in die Natur. Sie ist uns dann nichts Fremdes, sondern eine Mitgenossin in Leid und Freud; im Frühling prangt sie uns im Abglanz des Schöpfungssabbaths, weil wir immer noch daraus „ersehen die ewige Kraft und Gottheit" des unsichtbaren Schöpfers und Erhalters; im Herbst ist sie uns eine Predigerin der Eitelkeit aller Dinge und eine Prophetin der künftigen Verklärung. Hier liegen auch Blicke für den christlichen Künstler und Naturforscher. Denn auch das Meisterbild einer Landschaft, sowie jeder Fortschritt und jedes Räthsel der Naturforschung trägt für ein Christenauge Beides in sich: den Seufzer über das Stückwerk und das Hosianna dem Vollkommenen entgegen.

Endlich weckt jene Erkenntnis die Sehnsucht nach der Vollendung, da es ein Stück unserer Christenhoffnung ist, daß Gott Alles neu macht, daß alle die Ideale des Schönen,

welche in der Schöpfung verborgen sind, einst voll und ganz sich verwirklichen werden. Da regt die Seele ihre Flügel nach dem Land der Herrlichkeit, ohne welchen Flug sie im Wüstensande nicht pilgern kann. Wenn ein Christ vom Altare heimkehrt, wo er mit den Seraphim das Dreimalheilig gesungen, wo er vom gesegneten Brot gegessen und vom gesegneten Kelch getrunken und unter der Hülle irdischer Kreatur gespeist worden ist mit der Speise der Unsterblichkeit, wenn er in seinem Kämmerlein anbetet vor Dem, den seine Seele liebt, dann empfindet er den Vorschmack der schönen Ewigkeit und ahnt die Verbindung des Himmels und der Erden, der Engelgemeinde und der verklärten Kreatur, welche zur Trägerin der Kräfte der zukünftigen Welt geworden ist.

Der Schluß der Weltgeschichte nach Paulus.

Für Berrhoenser. (Apostelgesch. 17, 11.)

Christ ist erstanden von der Marter alle,
Deß sollen wir Alle froh sein,
Christus will unser Trost sein.
Halleluja.

Es gehört zu der Großartigkeit der heiligen Schrift, daß sie anhebt auf ihrem ersten Blatte mit der Schöpfung und auf ihrem letzten Blatte schließt mit der Vollendung. Zwar ist die Bibel nach ihrem wesentlichen Inhalte das Buch der Erlösung und treibt so ganz und gar das Evangelium von Christo, daß die gottseligen Alten sie geradezu nannten: „Christus scriptus, d. h. der geschriebene Christus", weil alle Propheten zuvor und alle Apostel darnach weissagen und zeugen von der Geschichte der Erlösung in der Fülle und Mitte der Zeiten. Dennoch giebt uns der Geist Gottes in der Schrift Aufschluß und Offenbarung über den Anfang dieser Geschichte Gottes mit der Menschheit und über den Schluß dieser Geschichte Himmels und der Erden. Sie ist hierin nur der Abglanz des Gottes, der das A und der das O ist, der Anfänger und Vollender, und zu dessen Schönheit es gehört, daß von seinen Gedanken und Thaten der Spruch im höheren Chore gilt: „das Ende eines Dinges ist besser, denn sein Anfang."

Im Neuen Testamente sind es außer den erschütternden und beseligenden Weissagungen Christi selbst, als des Propheten aller Propheten, unter seinen Jüngern vornehmlich die drei großen Apostel Petrus, Johannes und Paulus, welche diesen Schluß der Weltgeschichte uns darstellen: Petrus in seinem zweiten Brief Kap. 3, Johannes in seinem ganzen Buch der Offenbarung, Paulus aber in einer Stelle 1. Kor. 15, 20—28, welche stets für eine der schwersten Stellen der ganzen Schrift gerechnet worden ist. Nicht nur gehen die Gedanken der Theologen in ihrer Auslegung sehr weit auseinander, sondern die Gegner der Lehre von der wahren Gottheit Christi und seiner Wesensgleichheit mit dem Vater wollen aus dieser Stelle beweisen, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, wie denn namentlich die Sekte der Unitarier sich auf diese Stelle beruft gegen die Lehre der Kirche von der Trinität.

Man konnte daher im Zweifel sein, ob die nachfolgende Erörterung nicht besser in einer theologischen Zeitschrift Platz gefunden hätte. Aber Schriftgebrauch, Schriftforschung, Schrifterkenntnis ist und soll doch unter evangelischen Christen wahrlich nicht Sache der Theologen allein, sondern jedes Christen sein. Gottlob fehlt es auch in der evangelischen Christenheit nicht an Solchen, denen es ein Anliegen ist, in der heiligen Schrift nicht blos zur Anregung religiöser Stimmung zusammenhanglos zu blättern, sondern in die darin offenbarten Gottesgedanken sich zu versenken, den Zusammenhang und Zusammenklang der göttlichen Thaten und Worte zu suchen und zu finden, und so ein organisches Verständnis der Schrift zu gewinnen. Das ist das Geschlecht der Berhoenser, welches doch nicht ausgestorben ist, von denen es heißt Apostelgesch. 17, 11: „sie nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte.“ Und weil ich mir denke, daß unter den Lesern dieses

Büchleins auch solche Berrhoenser sind, so wollte ich mit dem nicht zurückhalten, was mir in stillem Forschen und „Bewegen des Wortes“ gewachsen und gediehen ist. In der Freude des eigenen Herzens über den Fund eines verborgenen Schatzes im Acker der Schrift liegt eine Berechtigung und Aufforderung, auch den Brüdern „und Gefreundten“ frohen Muthes zur Mitfreude zu zeigen, womit Gottes Geist in Vorhofsstunden unsern Geist einen Flug thun läßt zu den Hügeln, wo Gottes helle Sonne scheint in der Klarheit Jesu Christi. Jedes Wachsthum in klarer Erkenntnis ist Erbauung und erbaulich im tiefsten Sinne des Worts, und jeder Blick in den Zusammenhang der göttlichen Reichsgedanken ist eine Stärkung des Glaubens. Du aber, lieber Leser, prüfe und forsche „ob sich's also halte.“

Während Petrus den Schluß der Weltgeschichte darstellt als Weltuntergang und Weltauferstehung; während die ganze Offenbarung Johannis die erhabene Tragödie der letzten Zeit und des jüngsten Tages in düsteren Farben und gewaltigen Bildern vor Augen führt, in einer bewunderungswürdigen Architektonik das göttliche Trauerspiel in den Aufzügen der Siegel, Posaunen und Schalen mit ihren je sieben Scenen zur Darstellung bringt, um mit der divina commedia, mit dem himmlischen Lustspiel des ewigen Lebens zu enden, so behandelt Paulus den Schluß der Weltgeschichte im Zusammenhang mit der Auferstehung Christi und der Auferweckung der Todten.

Nachdem er die Auferstehung Christi 1. Kor. 15, 1—11 glaubwürdig geschichtlich bezeugt hat, nachdem er V. 12—19 dargethan, wie Christus nur als der Auferstandene Gegenstand des Glaubens und der Hoffnung des einzelnen Christen sein kann, fährt er nun fort zu zeigen, wie

Christus nur als der Todtenwecker auch der Vollender seines Reiches sein kann.

Damit stimmt, daß der Apostel in dem ganzen Kapitel nur die Gläubigen im Sinne hat, um ihnen zu zeigen, was Alles sie für ihren Glauben an der Auferstehung Christi haben, weshalb er auf die Ungläubigen und deren Auferstehung durchaus nicht reflektirt. Das apologetische Interesse läßt ihn davon absehen.

Von dem Erstling blickt Paulus auf die volle Ernte: er sieht vorn den auferstandenen Christus, aber hinter ihm die durch ihn auferstandenen Seinen. „Denn wie sie in Adam Alle sterben, so werden sie in Christo Alle lebendig gemacht.“ Aber in Adam sterben sie alle successiv durch die Jahrtausende, dagegen in Christo werden sie nicht successiv lebendig gemacht, sondern hier giebt es eine „Ordnung“, hier giebt es zwei Epochen: in der Fülle der Zeiten der Erstling Christus, am Ende der Zeiten alle Christen.

Damit ist aber das Ende eingetreten. Denn das Reich ist vollendet und kann dem Vater übergeben werden, wenn nämlich alle entgegenstehenden Feinde besiegt sind. Diesen letzten Gedanken führt Paulus zuerst aus V. 25. 26, den ersten Gedanken aber V. 27. 28.

Daß unter der „Herrschaft, Obrigkeit und Gewalt“ feindliche dämonische Mächte zu verstehen sind, geht unzweifelhaft aus dem Zusammenhang des Textes hervor. Denn er fährt unmittelbar darauf fort: „Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.“ Andere Feinde sind ja vorher aufgehoben worden: „die Sünde ist auf Golgatha überwunden und die Schuld getilgt; Satan, sofern er Verkläger ist, wurde am Kreuz verworfen, weil die Handschrift zerrissen ist; der Antichrist wird überwunden durch die Wiederkunft Christi, wovon 2. Theff. 2, 8 dasselbe Wort gebraucht ist wie hier. Aber der Schlußact des Sieges, die Eroberung der Beute nach ihrer kosmischen Seite, wird darin bestehen, daß der leibliche Tod als Consequenz der Sünde und als Machtgebiet des Mörders von Anfang, als letzter Feind

völlig aufgehoben wird durch die Todtenerweckung derer, die Christo angehören, da Satan auch ihre Leiber herausgeben muß, während er bis dahin immer noch der heißt, „der des Todes Gewalt hat.“ Denn Adam's Sünde hatte sich vollendet im Tode, Christi Gehorsam mußte sich vollenden in einem Gehorsam bis zum Tode, so muß sich Christi Sieg vollenden im Überwinden des letzten Feindes, des Todes, in der Auferweckung der Seinen. Die Richtigkeit dieser Folgerung, daß das Königsein Christi erst mit der Todtenerweckung zur vollen Höhe gekommen ist, beweist Paulus aus der Schrift mit Ps. 110, weil alle Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Er beweist aber auch aus der Schrift mit Ps. 8, 7, daß mit der Todtenerweckung, mit dem Sieg über alle Feinde das Reich Christi vollendet wird, weil dann „Alles unter seine Füße untergethan ist“, somit der ursprüngliche Schöpfungszweck erfüllt ist durch den andern Adam. Der Plan der Schöpfung, nämlich daß der Mensch als Ebenbild Gottes herrsche über alle Kreatur, welcher durch die Sünde entstellt war, ist dann in Christo völlig wieder hergestellt und erfüllt. Wie Christus am Charfreitagtage am Kreuz rufen konnte: „Es ist vollbracht,“ so kann er am jüngsten Tage nach der Todtenerweckung rufen: „Es ist geschehen.“ (Off. 21, 6.) Der Weibessame, des Menschen Sohn, umgeben von seinem geretteten, auferstandenen Geschlecht, ist zum Weltherrscher geworden, das Ebenbild Gottes in den Ebenbildern Christi, der Hohepriester unter lauter Priestern, der Melchisedek unter lauter Königen, der Knecht Jehova's unter lauter gotterfüllten Propheten. Somit hat Christi Auferstehung, sofern er nicht nur Erstling (*ἀπαρχή*), sondern auch der Anfänger (*ἀρχή*), nicht nur princeps, sondern auch principium aller Todtenauferstehung ist, eine ewige Bedeutung, nicht nur für den einzelnen Christen, sondern auch für das ganze Reich Christi, was Paulus eben nachweisen wollte.

Aber hier erhebt sich für Paulus die Frage: Ist dies eine richtige Bezeichnung für das Ende? Kann die Weltentwickelung auslaufen in einen solchen Zweiklang, daß der Sohn an der Spitze seines Reiches steht, ohne daß ausgesagt würde, in welches Verhältnis er nun zum Vater tritt, der ihm doch Alles untergethan hat? Wie würde solcher Zweiklang einer Art Coordination stimmen zu dem Einklang der Weltharmonie, wie sie ausgedrückt wird in dem Wort: „Auf daß Gott sei Alles in Allem" (natürlich abgesehen von einer sogenannten Wiederbringung aller Dinge, welche gegen die Schrift ist). Die Weltgeschichte kann nicht schließen mit dem scheinbaren Dualismus zwischen dem Vater, der den Sohn gesandt, und dem Sohne, dem nun Alles unterthan ist. Paulus löst die Frage, indem er sagt: „Der Sohn übergiebt dem Vater das Reich und unterwirft sich selbst dem Vater."

Was heißt das? Man hat geantwortet: Christus wird seine Mittlerstellung aufgeben, da die Sünde und der Tod aufgehoben sind, er wird das Interregnum, das er gleichsam vom Sündenfall bis zum jüngsten Tage geführt, wieder abgeben an den Vater. — Ich sage: Dies ist unmöglich und steht auch nicht in dem Text. Christus *bleibt* Mittler auf ewig, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Wohl sind die einzelnen Acte seiner Mittler*thätigkeit* gegenüber der Sünde und gegenüber dem Tode vollendet, aber nur um seine Mittler*stellung* auf ewig zu *begründen*. Wohl sind die Erlösten nun ohne Sünde, Schuld und Tod, aber sie sind es immer nur in Ihm und durch Ihn. Das „Alles durch Einen" (*πάντα δι' ἑνός*) bleibt gültig immerdar. Denn wenn auch die Schuld vergeben ist, die *Geschichte* dieser ganzen Vergebung kann nie vergessen werden. Der Vater kann sie nicht ausstreichen, der Sohn kann sich selbst nicht leugnen, der Geist kann nicht aufhören, davon zu zeugen, und vor Allem wir selbst können es nie vergessen, daß Jesus

unser Mittler ist und bleibt. Unser christliches Glaubensbewußtsein wird sich sträuben gegen ein solches Sublimat von Abstraktion, nach welcher die Sünde einst derart vernichtet und annullirt sein würde, daß dann auch Christus völlig aus dem Mittel gethan würde, so daß die Sünde nur wie ein ausgewischter Fleck und das Werk Christi nur wie ein angewandter Schwamm erschiene, die höchste Liebesthat Gottes nur noch wie ein zwischeneingekommener vergangener Traum der Weltgeschichte und unser eigenster persönlichster Act des centralen Zusammenschlusses unseres ganzen Menschen mit dem persönlichen Erlöser nur eine traumhafte Erinnerung wäre! Mag man die Erinnerung an unsere Sünden nicht gerade sehr passend als „unsere ewige Buße“ bezeichnet haben, so viel ist wahr, sie bleibt die dunkele Folie für unsere hellsten Lobgesänge auf die freie Gnade vor Gottes Thron. Es wird zu dem Ergreifendsten gehören in den Friedenshütten droben, wenn wir erzählen, aus welchen Tiefen Christus uns errettet hat. Und nicht bloß unsere eigene Sünde werden wir nicht vergessen können, auch die Sünden anderer Erlösten wissen wir ja hier schon, und sie werden uns hier schon zu Texten für Lieder auf Gottes Erbarmen. David's Ehebruch, des Schächers Mord, Sauli Verfolgung — wen von uns stören sie in der Verehrung für diese Rüstzeuge in der Hand Gottes, sobald wir sie in Christo, ihrem und unserem Mittler, anschauen?

Ich sage umgekehrt: Gerade darin, daß er Mittler **bleibt**, gerade in dieser Mittlerstellung bleibt er dem Vater untergeordnet. Denn der Mittler zwischen Gott und den Menschen bleibt ja immer untergeordnet dem Vater, welchem er die Kinder vermittelt. Nicht in seiner Person, sondern in seinem ewigen Amte liegt seine Subordination. Also heißt der Ausdruck „das Reich übergeben“ nicht: die Mittlerschaft aufgeben, sondern im Gegentheil ist es der Abschluß, das Vollendethaben

der zeitlichen Mittlerarbeit und der Antritt der ewigen Mittlerschaft unter dem Vater. Wenn der Sohn nach der Todtenerweckung und dem Weltgericht mit den Seinen zurückkehrt zum Vater, so wird er vor Ihm knieen und hinter ihm die Seinen alle, Er als der Sohn Gottes und zugleich als der Erstgeborene unter seinen Brüdern, und im höhern Chor wird er das hohepriesterliche Gebet wiederholen: „Sie waren dein, und du hast sie mir gegeben, und sie haben dein Wort behalten. Die du mir gegeben hast, die habe ich bewahret, und ist keiner von ihnen verloren ohne die verlorenen Kinder, auf daß die Schrift erfüllet würde.“ Das Reich übergeben und sich selbst unterwerfen heißt in der Sprache des Sohnes nichts Anderes als der Schluß des Vaterunsers, wenn die Erlösung von allem Uebel eingetreten ist, daß der Sohn als Mittler der geretteten Menschheit im Blick auf die Seinen rings um ihn her zum Vater sprechen wird: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“, und der brausende Lobgesang der Seligen wird singen: „Amen, Amen, das ist gewißlich wahr.“

Man hat auf die oben aufgeworfene Frage noch eine andere Antwort gegeben, indem man sagte: mit der Übergabe des Reichs an den Vater gehe die göttliche Natur Christi zurück in die Trinität, die menschliche dagegen bilde das Haupt der erlösten Menschheit. Das hieße aber nichts Anderes, als die nestorianische Trennung der beiden Naturen in alle Ewigkeit befestigen. Die biblische Christologie hält die ewige Gemeinschaft beider Naturen in Christo fest, so daß auch die menschliche Natur Christi im Stande der Erhöhung am trinitarischen Leben der Gottheit theilnimmt, ja zum ewigen Organ für die Mittheilung des dreieinigen Gottes an die erlöste Menschheit wird. Darum kann und soll man nicht sagen: Nach seiner Menschheit ist Christus dem Vater untergeordnet, aber nicht nach seiner Gottheit; sondern in seiner Mittler-

stellung als Organ des Vaters, dessen „Wohlgefallen“ es gewesen ist, Christo Alles unterthan zu machen und in Ihm Alles zusammenzufassen, was im Himmel und auf Erden ist, und Alles unter Ein Haupt zu verfassen — (Epheser 1). Darin liegt es begründet, daß Christus als Mittler ewig dem Vater unterthan ist. Als Gleichnis mag die Gottesordnung der Ehe gelten: Das Weib ist dem Manne in seiner Stellung als Gehilfin von Gottes Gnaden subordinirt, obgleich sie ihrem Wesen nach ihm gleich ist. In der Weltstellung untergeordnet, ist sie ihm persönlich völlig gleichgestellt. So ist Christus dem Wesen, der Person nach dem Vater völlig gleich und doch in seiner Mittlerstellung untergeordnet. Daß ich ein Recht habe, dies Gleichnis anzuziehen, beweist Paulus selbst, da er in demselben Briefe denselben Gedanken Kap. 11, 3 so ausspricht: „Ich lasse euch aber wissen, daß Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt.“

Christus der Gottmensch wird in alle Ewigkeit das Organ bleiben für die Selbstoffenbarung Gottes nach Joh. 1, 18 und für die Selbstmittheilung Gottes nach Joh. 17. Auch in der Offenbarung sieht Johannes die Stadt Gottes ohne Sonne und Mond, aber die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm (Offenb. 21, 23). Auch nach der Aufhebung von Sünde und Tod behält die Person des Gottmenschen ihre kosmische Stellung, in welche Christus nur um der Sünde und des Todes willen Einmal auf ewig eingetreten ist. Von hier fällt Licht auf die Bedeutung, welche Paulus Ephes. 1 dieser kosmischen Stellung Christi zuschreibt. Von hier fällt aber auch Licht auf die Stelle Philipp. 2, 5 ff. Christus als der ewige Sohn hätte nicht brauchen in diese ewige Subordination als Mittler einzutreten, er hätte im Schoße des Vaters bleiben können, aber hielt er es weder in der vorweltlichen Herrlichkeit noch in der Gottesgestalt auf

Erden für einen Raub, Gott gleich sein, sondern entäußerte sich, nicht seiner Gottheit, sondern seiner Stellung in der Klarheit vor Grundlegung der Welt, und erniedrigte sich selbst und wollte lieber Alles dulden und nach seinem Siege ewig an der Spitze der Erlösten als Gottmensch dem Vater sich unterwerfen, als ohne Erlöste in immer gleicher Herrlichkeit ohne Unterordnung bleiben. Gerade deshalb schließt jener Abschnitt im Philipperbrief: „Daß Jesus Christus der Herr, der König seines Reiches, sei — aber zur Ehre Gottes des Vaters."

Wenn in unserer Stelle gesagt wird, daß der Vater dem Sohne Alles untergethan hat, der Sohn aber sich selbst dem Vater unterwerfen werde, so ist das nichts Anderes, als wenn es bei Johannes heißt, daß der Vater den Sohn verklärt in seinem ganzen Amt von der Weihnacht mit den Engelchören und der Johannestaufe mit der Stimme vom Himmel bis zur Auferstehung und Himmelfahrt — und wiederum der Sohn sagen kann Joh. 17, 1: „Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verkläreſt, auf daß dich dein Sohn auch verkläre."

So fordert die schließliche Weltharmonie, die Harmonie der Weltschöpfung, Welterlösung und Weltvollendung, daß der Sohn dem Vater als Mittler an der Spitze der erlösten Menschheit ewig untergeordnet bleibt. Gott wird sein Alles in Allem durch den Sohn, das ist die Weltharmonie, es ist zugleich die Erfüllung des Gebetes Christi: „Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie seien vollkommen in Eins."

Wenn aber der Herr uns hier schon solche Blicke thun läßt in das Geheimnis seiner Wege, welch ein Jauchzen der Geister wird es sein an Gottes Thron, wenn die Tiefen der Gottheit offenbar werden. Halleluja.

Seligkeit und Herrlichkeit.

Die Seligkeit ist die Folge unseres Seins in Christo und darum bei allen Erlösten gleich. Die Herrlichkeit ist die Folge unseres Gewordenseins in Christo und darum bei allen Erlösten verschieden.

In der Rechtfertigung wird einer so gerecht als der Andere; ungleich ist nur die Auswirkung der Erbsünde im Leben der Einzelnen nach Art und Maß. Die Gerechtfertigten haben gleich viel Frieden mit Gott, also ist Einer so selig als der Andere. Diese Gemeinschaft mit Gott wird durch einen seligen Tod unverlierbar. Das Verhältnis des Gerechtfertigten zu Gott bleibt hier und dort dasselbe; nur sein Verhältnis zur Welt wird ein anderes durch den Ausgang aus der Zeit und den Eingang in die Ewigkeit. Das Verhältnis des Gerechtfertigten zu seiner eigenen Leiblichkeit wird ein anderes durch die Auferstehung. Sein Verhältnis zur Menschheit wird ein anderes durch das jüngste Gericht. Sein Verhältnis zu der Kreatur wird ein anderes durch den Weltuntergang und ihre Verneuerung. Diese Veränderungen des Verhältnisses zur Welt betreffen einen Gerechtfertigten wie den andern gleich. Sie beruhen aber nicht auf einem Verhalten des Gerechtfertigten zu Gott, sondern auf einem Verhalten des richtenden Gottes zur Welt. In dieser allgemeinen Hinsicht kann man sagen: es wird ein Gerechtfertigter so herrlich, als der andere.

Wie aber die Auswirkung der Erbsünde verschieden ist, so ist auch die Auswirkung der Gnade verschieden nach Art und Maß. Sie ist verschieden nach den Anlagen und Gnadengaben, verschieden nach den Ämtern und Berufskreisen, verschieden nach den Wirksamkeiten und der Lebensführung. (1. Kor. 12, 4—6.) Aber diese Verschiedenheit ist nicht hervorgebracht durch das Verhalten des Gerechtfertigten, sondern durch das Verhalten des einen Geistes, der „verschieden austheilt nach dem er will" (1. Kor. 12, 11), und des einen Herrn, welcher in verschiedene Ämter setzt, und des einen Gottes, der alle geschichtlichen Wirkungen in seiner Hand hat. Diese Verschiedenheit der ausgewirkten Gnade hat zu ihrer Folge — noch abgesehen von dem verschiedenen Verhalten der Gläubigen — eine verschiedene Herrlichkeit. Die Unterschiede in der Herrlichkeit unter den Gerechtfertigten ergeben sich aus ihrer offenbar gewordenen Geschichte im Thun und Leiden. Da nun Jeder seine eigene Geschichte hat, so muß man in dieser Hinsicht sagen: Kein Gerechtfertigter ist dem andern gleich an Herrlichkeit.

Aber die Geschichte, die Entwickelung, das Werden eines Gerechtfertigten in der Zeit kommt nicht zu Stande ohne sein Verhalten. Das richtige Verhalten des Gerechtfertigten zur empfangenen Gnade ist die Treue. Sie ist bei Allen gleich erforderlich (1. Kor. 4, 2). Sie ist bei Allen gleich, sofern sie eine Treue ist bis in den Tod; denn nur wer bis ans Ende beharrt, der wird selig (Matth. 24, 13; Offenb. Joh. 2, 10). Sie ist bei Allen verschieden, nicht nur weil die Gnadengaben, Berufe und Wirksamkeiten verschieden sind, sondern auch weil das Wuchern mit den anvertrauten Pfunden, die Aussaat des empfangenen Samens, das Auskaufen der Zeit, die Entschlossenheit des Kämpfens, die Tapferkeit der Selbstverleugnung, mit einem Wort: weil das Maß der Liebe zu Christo und den Brüdern verschieden ist. Zwar ist die Treue selbst und

das Beharren bis ans Ende bei allen Christen ein freies Gnadengeschenk und Wirkung Gottes; Paulus sagt 1. Kor. 7, 25: „als der ich vom Herrn Barmherzigkeit erlangt habe, treu zu sein“ und Petrus sagt in seinem 1. Brief 1, 5: „Euch, die ihr durch Gottes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit“. Aber die Unterschiede in der Treue liegen in dem Unterschiede des Verhaltens der Christen. Die größere Treue begründet eine größere Herrlichkeit. Zwar niemals als Verdienst oder Lohn im rechtlichen Sinn. Denn da die Treue ein Verhalten des Christen ist, so ist sie allemal unvollkommen durch die anklebende Sünde und bedarf der Vergebung. Wie sollte eine Treue Lohn fordern dürfen, die zu ihrem einen Faktor die freie Gnade Gottes, zu ihrem anderen die mit der sündigen Natur behaftete und von ihr gehemmte Person des Christen hat? Würde aber das Verhalten des Menschen zum Rechtsgrund größerer Herrlichkeit gemacht, so wäre es nimmer aus Gnaden, sondern aus Verdienst. Vielmehr krönt Gott nur Sein eigen Werk, wenn es Ihm gelungen ist, aus uns „Etwas zu machen zu Lobe Seiner herrlichen Gnade!“ Wie viel er aber aus uns machen kann, ist nicht unabhängig von unserm eigenen Verhalten, von unserm Werden, von unserer Geschichte in der Zeit, deren Reflex in der Ewigkeit unsere Herrlichkeit sein wird. „Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; wer aber säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.“ (2. Kor. 9, 6.) „So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt. Der aber pflanzet und der da begießet, ist Einer wie der Andere. Ein Jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.“ (1. Kor. 3, 7, 8.)

Das ewige Leben, Lieben, Loben.

Alles Leben ist für uns hienieden geheimnisvoll in seinem verborgenen Weben und Wachsen, und wir gewinnen sein Verständnis erst, wenn es als ein Vergangenes hinter uns liegt. Wie viel mehr müßte uns das ewige Leben Geheimnis bleiben, wenn nicht Gott selbst in seinem Wort uns davon sagte.

Den tiefsten Aufschluß darüber giebt uns der Herr im hohepriesterlichen Gebet in den Worten: „das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen“. Aber auch hier stehen wir vor einem Allerheiligsten, von welchem wir nur stammeln können, weil uns die arme Erdensprache versagen will. Was heißt das in der Tiefe aufgefaßt: „Erkennen?“ Ist doch das Wort in unserer Sprache so abgegriffen und abgeblaßt gegenüber dem, was die Schrift unter wahrhaftigem Erkennen versteht! — Erkennen, das den persönlichen Zusammenschluß des erkennenden Subjekts mit dem erkannten Objekt meint, ein Lieben und Geliebtwerden und Sich-geliebt-wissen, ein Innewerden, ein Einswerden — wie Christus selbst am Schluß des hohepriesterlichen Gebets die tiefste Auslegung jenes Anfangs desselben gegeben hat in den Worten: „Ich in ihnen und Du in mir“ das ist das ewige Leben.

Allerdings kommt die Schrift uns zu Hülfe, indem sie uns die Herrlichkeit des ewigen Lebens unter den lieblichsten

Bildern des Erdenlebens darstellt. Sie malt es uns aus unter dem Bilde jenes großen Mahles, zu dem die Erlösten kommen werden von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht, und zu Tische sitzen mit den Patriarchen und allen Heiligen. Sie redet von einer Hochzeit des Lammes, von einem Wohnen im gelobten Vaterlande droben, in der hochgebauten Vaterstadt Jerusalem mit den goldnen Gassen, im Vaterhaus mit den vielen Wohnungen, im Garten Eden mit den Lebensbäumen und Lebensströmen, mit Einem Wort: in der ewigen Heimath droben im Licht.

Das ist alles Wahrheit und himmlische Wirklichkeit und Wesenheit — und doch, wenn wir es der Bildersprache entkleiden, ist es dasselbe, was oben der Herr gesagt: es ist die ewige Gemeinschaft mit Gott in der Gemeinschaft der Heiligen unter einander. Man hat darüber gestritten, ob die realistische oder die geistliche Auffassung dessen, was die Schrift über das ewige Leben sagt, die richtigere sei. Mit Unrecht; denn in der Schrift findet sich Beides und jeder Christ hat das Recht, je nach seiner Anlage und Fassungskraft sich das ewige Leben in der einen oder andern Weise der Schrift vorzustellen. Dabei soll jedoch nicht vergessen, sondern wiederholt werden, daß Paulus die Bilder, unter welchen wir uns das ewige Leben denken, zu „den kindischen Anschlägen, zum dunkeln Spiegel, zum Stückwerk“ rechnet. Auch dürfte man hinzufügen: nach der Schrift ist der Geist realer, wirklicher, wesenhafter als der Stoff; denn der Stoff vergeht und der Geist bleibt. „Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Doch soll damit durchaus nicht ausgeschlossen werden, daß der Geist auch in der ewigen Welt in dem verklärten Stoff des neuen Himmels und der neuen Erde sich zu vollendeter Darstellung bringen wird. Darum möchte das berühmte Wort Ötinger's: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes“ besser dahin gewendet werden: Geistleiblichkeit ist das Ende der Wege

Gottes, wie sie im Anfang die Krone der Schöpfung in der Geistleiblichkeit des Menschen war.

Das ewige Leben besteht in einem ewigen Sein in Gott, einem ewigen Genießen Gottes und Besitzen Gottes — aber ebenso auch in einem ewigen Sein mit allen Kindern Gottes und einem ewigen Genießen und Besitzen der ewigen Welt. Hier ist Realismus und Spiritualismus in schönster Harmonie.

Alles Leben sucht seinen Ausdruck, seine Gestaltung. So gestaltet sich das ewige Leben zum ewigen Lieben. Gott ist das Leben, aber die höchste und schönste Gestalt seines Lebens ist die Liebe. Von Ihm haben Christen ihr wahres Leben, und die höchste und schönste und bleibende Gestalt dieses ihres göttlichen Lebens ist die Liebe. Der Glaube wird Schauen, die Hoffnung wird Haben, aber die Liebe bleibt Liebe und ist darum die größeste unter den Dreien. Liebe ist Selbsthingabe, Selbstmittheilung. So wird das ewige Leben lauter Selbstoffenbarung Gottes sein — nicht mehr unter den Hüllen, wie hienieden, wo Gott gesagt hat: er wolle im Dunkeln wohnen, im Geheimnis, sondern von Angesicht zu Angesicht, und lauter Selbstmittheilung Gottes nicht mehr unter der weisen Zurückhaltung des erziehenden Vaters, der noch züchtigen muß, sondern von Herz zu Herz ungehemmt wie im vollen Strom. Aber auch das Lieben der Kinder Gottes im ewigen Leben wird lauter Selbsthingabe und Selbstmittheilung sein, nicht mehr im Stückwerk wie hienieden, wo der Leib so undurchsichtig und die Zunge so schwer und die Schranken so eng sind, sondern frei und voll gegenüber dem dreieinigen Gott und gegenüber allen Erlösten. Wir haben es doch Alle schon empfunden, wie schwer es hienieden ist: einander zu verstehen und sich einander ganz verständlich zu machen sonderlich in dem Besten, das man empfangen hat. Was wird's doch sein, wenn uns einst gegeben wird, die Brüder und Schwestern voll und ganz zu verstehen — ohne Mißverständ-

nis, und uns ihnen voll und ganz verständlich zu machen — ohne Rückhalt, ohne Reserve, wie sie uns in dieser Erdenzeit durch Vieles auferlegt wird, das zu den Schranken unsres Berufes gehört.

Neben dem ewigen Lieben wird das ewige Leben seinen Ausdruck finden in dem ewigen Loben, denn alles Leben äußert sich in einem Empfangen und Geben, in Einathmen und Ausathmen, in einem Aneignen und Gestalten. So wird das Schauen Gottes seinen Ausdruck finden im Loben Gottes, in einer Symphonie aller Heiligen, worin die Erlösten den Sängerchor und die Engel das Orchester bilden werden, in einem Oratorium, dessen ewiger Gegenstand die Geschichte Gottes mit der Menschheit und mit jedem Einzelnen sein wird. Hienieden schreitet Gott an uns vorüber, läßt uns im Felsen stehen und hintennachsehn, wenn er all seine Gnadenherrlichkeit an uns vorüberziehen läßt, aber dort einst dürfen wir vor seinem Throne knieen und Ihn schauen von Angesicht: Hienieden gilt das Wort Christi: „Was Ich thue, das weißt du jetzt nicht," aber er hat die Verheißung dazu gethan: „Du wirst es hernachmals erfahren." Einst wird das ganze Geheimnis Gottes enthüllt vor unsern Augen liegen, und unsere Antwort wird das ewige Halleluja sein. Wir werden mit neuen Zungen die großen Thaten Gottes reden am ewigen Pfingstfest in der Gemeinde aus allen Landen und allen Zeiten. Aber auch die Führung Gottes mit jeder einzelnen Seele wird in den Friedenshütten der Text zu Lobliedern werden. Hienieden ist eines Christen Leben, wie der selige Petri einmal gesagt hat, wie eine umgewendete Stickerei, wo die Fäden bunt und wirr durcheinander liegen. Aber am jüngsten Tage kehrt Gott die Stickerei um, und es erscheint ein herrliches Gewebe, worein Gottes Meisterhand das Bild seines Sohnes gewoben hat.

Dieser offne Einblick in die Wege Gottes mit uns in der Zeit wird eine der Freuden der Ewigkeit sein. Wohl ist die höchste

Freude und das tiefste Verlangen: „Jesum zu sehen wie Er ist" und in Ihm den Vater, aber das wird nicht hindern, anbetend sich zu versenken in „den Ernst Gottes an denen, die gefallen sind" und in die Güte Gottes an denen, die gerettet sind. Es wird zu dem Wundersamen in der Ewigkeit gehören, die Fußtapfen Gottes in jedem einzelnen Menschenleben, in jedem Volke, in der ganzen Menschheit zu verfolgen und zu erkennen. Die Begegnungen Gottes, die großen Stunden, wo Er entweder den Rücken oder das Antlitz zeigt, die Kreuzwege der Entscheidungen auf lange hinaus, die Umwege, zu welchen Ihn unsere Verkehrtheiten nöthigen, die unaussprechliche Geduld, womit Gott immer wieder anhebt, die wunderbare Freigebigkeit Gottes bei aller Sparsamkeit seines Haushalts in Natur und Kirche, das feste Walten der großen Lebensgesetze in Sünde und Gnade und doch dabei das schöpferisch waltende Eingreifen und Setzen und Wirken — das ganze prachtvolle Gewebe der Geschichte im hellen Sonnenschein von Gericht und Gnade zu verstehen — das wird eine der Freuden der Ewigkeit sein. Werden wir schon hienieden im Geiste hoch erfreut, wenn unser blödes Auge den Herrn erblickt auf dem Gange unsres Lebens, oder in den großen Tagen der Geschichte; was wird es erst sein dort, wo unsere Augen nicht mehr gehalten sein werden, und wir im himmlischen Emmaus angelangt sind, wenn wir Ihn einst so erkennen werden, wie wir schon jetzt von Ihm erkannt sind!

Gott ist das Leben, Gott ist die Liebe, Gott ist Alles in Allem — so ist Er der ewige Quell unseres ewigen Lebens, Liebens und Lobens. Ihn zu empfangen und zu genießen — das wird unser ewiges Sakrament sein — und Ihn zu lieben und zu loben unser ewiges Opfer.

Gott selbst wird sein mein Speis' und Trank,
Mein Ruhm, mein Lied, mein Lobgesang,
Mein' Lust und Wohlgefallen,
Mein Reichthum, Zierd' und werthe Kron',
Mein' Klarheit, Licht und helle Sonn',
In ew'ger Freud' zu wallen.
Ja, daß ich's sag' mit Einem Wort,
Was mir Gott wird bescheren dort:
Er wird sein Alles in Allen.

Schlußgesang.

„Nicht werth!“

Mel.: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Nicht werth, nicht werth — so soll es klingen
Herauf zu Dir aus tiefster Brust,
Nach dieser Weise will ich singen
Die Lieder all — in heller Lust.
Von Allem, was mir Gott beschert,
Bekenn' ich frei: ich bin's nicht werth.

Was Du, o Vater, mir gegeben:
Mein Leib, mein Seel', mein Aug' und Ohr,
Mein täglich Brot, mein ganzes Leben,
Der Engel Hut, der Lieben Chor,
Die ganze Schöpfung, die Dich ehrt —
O großer Gott, ich bin's nicht werth.

Ach, um mich Ärmsten zu erretten
Hast Du des Sohnes nicht verschont,
Um mich zu frei'n aus Todesketten,
Hat dorngekrönt er dort gethront,
Wo Fluch und Grauen ihn verzehrt —
Mein Herr und Gott, ich bin's nicht werth!

Du hast zu Deinem Kind und Erben
In meiner Taufe mich gemacht,
Mit sel'gem Leben, sel'gem Sterben
Hast Du mich Armen reich gemacht.
Dein Wort erquickt, Dein Mahl mich nährt —
O heil'ger Geist, ich bin's nicht werth.

Ich lag gefesselt in den Banden
Des Todes und der Sünden Macht,
Die Sonne wich, die Sterne schwanden,
In mir und um mich ward es Nacht.
Das Paradies war mir verwehrt —
Und nun ist's mein, ich bin's nicht werth.

„Viel zu gering der Gnad' und Treue
Die Du an Deinem Knecht gethan,"
So klang's bei Jakob, als aufs Neue
Er wieder zog nach Kanaan.
Das hatt' ihn Gottes Geist gelehrt,
Zu singen hell: nicht werth, nicht werth.

Der Größeste von allen Größen,
Johannes neigt sich tief und spricht:
Ihm nur den Schuhriem aufzulösen,
Das ist wohl höchste Ehrenpflicht.
Wenn mich Messias so hoch ehrt,
Sein Knecht zu sein bin ich nicht werth.

Holdselig naht der ew'ge Meister
Zum Hauptmann von Kapernaum,
Es naht die Sonne aller Geister,
Und Licht umgiebt ihn um und um,
Als ob der Glanz sein Dach verzehrt:
„Du kommst zu mir — ich bin's nicht werth."

Der Seufzer des verlornen Sohnes:
„Nicht werth, daß ich noch heiß' Dein Kind,"
Das Psalmlied des Apostelthrones:
„Nicht werth, daß wir Apostel sind,"
Das ist das Chorlied seiner Herd' —
Es bleibt dabei: nicht werth, nicht werth!

Nicht werth — so sing' ich immer wieder,
So oft er freundlich mich anblickt,
Nicht werth — das ist das Lied der Lieder,
Wenn er im Leide mich erquickt.
So lang' ich pilgre auf der Erd',
So sei mein Lied: nicht werth, nicht werth!

Einst an des Gottesthrones Stufen
Wird knien die unzählbare Schar,
Das Haus wird beben von dem Rufen,
Daß Alles Gnade, Gnade war.
Der ew'ge Text schallt nun verklärt
Auf ew'ger Melodei: nicht werth.

FINIS

Otto Hauthal (G. Pätz'sche Buchdr.) Naumburg a/S.